

Hans Biegert

Realität und Mythos im Ersten Weltkrieg

Das Beispiel Langemarck/Ypern

Erinnerungskultur und Forschungsstand

100 Jahre nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, gab es im Gedenkjahr 2014 eine Fülle an Publikationen, Ausstellungen und Veranstaltungen. Dabei wurden in den einzelnen seinerzeit kriegführenden Ländern ganz unterschiedliche Erinnerungskulturen deutlich. In England hat das Imperial War Museum in einer monumentalen Ausstellung den Besucher in einen Schützengraben des Schlachtfelds mit allen seinen Schrecken versetzt, und es hat die vielen lokalen Gedenkaktivitäten koordiniert, deren Aufzählung allein 34 Seiten erfordert. Am medienwirksamsten war das Meer der rund um den Londoner Tower gesteckten 888.246 blutroten Keramikmohnblumen zur Erinnerung an ebenso viele im Krieg gefallene Briten. So wurde der im Gedicht besungene Mohn von Flanderns Schlachtfeldern zum anrührenden Vergissmeinnicht.

Frankreich stand in großen Gesten kaum nach. Die Gebeine von 587.606 Gefallenen des Frontabschnitts zwischen Lille und Arras wurden aus 150 Friedhöfen in ein die Landschaft bestimmendes Mahnmal nach Notre-Dame-de-Lorette umgebettet. In einem 330 Meter langen Oval stehen die leporelloartig gefalteten Aluminiumtafeln mit den ohne Ansehen der Nation oder des Ranges alphabetisch geordneten Namen der Toten, darunter 72 Karl Schmidts, 42 John Robertsons. Hinzu kamen auch in Frankreich zahlreiche lokale Ausstellungen, in denen vor allem der Taten der jeweiligen Truppenformationen gedacht wurde.

In Deutschland war das Gedenken an den Ersten Weltkrieg – konkurrierend mit 25 Jahre »Wende« – ebenfalls erstaunlich intensiv, wenn auch unter den Bedingungen des Kulturförderalismus wenig koordiniert. Die Zahl der Neuerscheinungen zum Krieg füllt ein ganzes Regal, und zumindest das Buch von Christopher Clark: *Die Schlafwandler – Wie Europa in den Ersten Weltkrieg*¹ zog und Herfried Münklers Gesamtdarstellung *Der Große Krieg*² fanden reißenden Absatz. Am Erstaunlichsten war die erneute breite Diskussion um die Kriegsschuldfrage in Fernsehen und Feuilletons, weil Clarks Darstellung über die Machenschaften der Serben und der Alliierten den Anteil der Verantwortung Deutschlands am Kriegsausbruch zu relativieren schien.

In den vielen lokalen Ausstellungen und Dokumentarspielfilmen ist vor allem die Perspektive von unten, die leidende Bevölkerung an der Heimatfront, breit thema-

1 Clark 2014.

2 Münkler 2013.

tisiert worden. Die Stiftung Preußischer Kulturbesitz zeigte in Berlin in 18 Ausstellungen verschiedene Aspekte der Zeitenwende bis hin zur Mode und Fotografie. Auch Wien warb mit acht verschiedenen Ausstellungen zum Thema. Auffallend ist das Bemühen, das »Erleben« des Kriegs durch die Darstellung exemplarischer Lebensläufe nicht nur der Machtträger herauszuarbeiten. *Arte* hat zusammen mit vielen anderen Sendern und Institutionen eine breit gefächerte Reihe von Filmen in einer Mischung aus Dokumenten und aus 14 Kriegstagebüchern rekonstruierten Szenen produziert. Da Tagebücher überwiegend von Bildungsbürgern geschrieben werden, spiegelt die Serie mentalitätsgeschichtlich eher das bürgerliche Heldenleben.

Die erleichterte, digitale Recherche hat offenbar auch dazu geführt, dass viele unbekannte und einprägsame Bilder publiziert wurden. Vielleicht lässt sich der Schrecken der Materialschlacht in unserer postheroischen Zeit nicht mehr in Worte, sondern nur noch in Bilder fassen, Visualisierung und die Perspektive von unten als methodisches Prinzip. Was in Deutschland demnach stark vernachlässigt blieb, war die kritische Aufarbeitung der eigentlichen Militärgeschichte, wenn man einmal von der Gesamtschau Münklers absieht, in der er seinem Ruf als Bellizist gerecht wurde. Nach dem Verlust des Kriegs und der Novemberrevolution hatte die konservativ-bürgerlich geprägte Geschichtsschreibung kein Interesse, Strategie und Taktik der deutschen Militärführung infrage zu stellen. So spiegeln die Publikationen der 1920er, erst recht der 1930er Jahre eher Verklärung statt Kritik, Legende statt Realität wider. Hinzu kam der Traditionsbruch durch den Versailler Vertrag, der zur Abrüstung fast aller Truppenkörper führte, während in England und Frankreich die alten Regimenter oft bis zum Ende des Kalten Kriegs und der starken Truppenreduzierungen nach 1990 bestehen blieben und die Erinnerungen wachhielten. Jährlich wird in beiden Ländern am 11. November mit Truppenparaden und Kranzniederlegungen der Toten gedacht. »Mort pour la patrie« bleibt sakrosankt. Ein Beleg dafür ist, dass jährlich immer noch über 300.000 Engländer Flanderns Schlachtfelder besuchen, während die deutschen Soldatenfriedhöfe heute eher verwaist bleiben. In Deutschland ist durch den Zweiten Weltkrieg und den darin begangenen Zivilisationsbruch der Verlauf des Ersten Weltkriegs vollends in den Hintergrund getreten. Militärgeschichte wird geradezu tabuisiert. Die Historiker haben die Deutungshoheit lange Schriftstellern wie Ernst Jünger und Erich-Maria Remarque überlassen.

Der Stellungskrieg im Westen prägt unser Geschichtsbewusstsein. Wenn die ebenso schweren und insgesamt eher geschichtsträchtigeren Kämpfe im Osten hinter dem Horizont verschwinden, so liegt dies auch daran, dass die sie hauptsächlich führenden Reiche Habsburg und das zaristische Russland dabei untergingen. Die Schlachtfelder in West und Ost liegen jenseits der jetzigen deutschen Grenzen, man muss zu den Gedenkfeiern von den ehemaligen Gegnern eingeladen werden, die es im Osten gar nicht mehr gibt. Die Aussöhnung mit Frankreich und Belgien wird auf den Schlachtfeldern regelmäßig zelebriert, man denke nur an Kohl und Mitterand, Hand in Hand vor der Kulisse des Fort Douaumont. Den militärgeschichtlichen Forschungsstand und insbesondere dessen Defizite hat Gerd Krumeich kenntnis-

reich aktuell zusammengefasst.³ Ein Beispiel für dieses historiographische Defizit⁴ sind die Beschreibungen der Kämpfe um Ypern im Oktober/November 1914, die in Deutschland mit dem Namen Langemarck belegt und bei den Alliierten als 1. Flandernschlacht bekannt sind. Das Gefecht von Langemarck zu rekonstruieren bedeutet, die Diskrepanz zwischen Mythos und Realität aufzuzeigen.⁵ Mentalitätsgeschichte ist in den letzten Jahren verstärkt ins Blickfeld geraten. Bei den Mentalitäten, die während der Kämpfe zutage traten, liegt der Schwerpunkt dieser Studie auf dem Verhalten der kommandierenden Offiziere auf drei Befehlsebenen, wobei die Berichte für die mittlere und höchste Ebene (2. OHL) hier erstmals herangezogen werden.

1. Die drei »deutschen« Schlachten: Tannenberg, Verdun, Langemarck

In der Erinnerung der Deutschen ist das Kampfgeschehen im Ersten Weltkrieg durch diese drei Schlachten geprägt. In der Schlacht bei Tannenberg gelang es den Generälen Hindenburg und Ludendorff Ende August 1914, eine der beiden russischen Armeen in Ostpreußen zu umzingeln und auszuschalten (russische Verluste: 25.000 Tote, außerdem 90.000 Gefangene; deutsche Verluste: ca. 10.000 Tote). Die Schlacht nahm zwar nur vorübergehend den militärischen Druck von Ostpreußen, begründete jedoch den Ruf der beiden Heerführer als »Titanen«. Der Ort liegt im heutigen Polen, nahe der Grenze zum heute russischen Ostpreußen. Für die Polen ist Tannenberg der Ort, wo sie 1410 den Deutschen Ritterorden schlugen. Hätte man sich eine Gedenkveranstaltung dort vorstellen können? In den Ruinen des 1945 gesprengten monströsen Ehrenmals? Man hätte dann Vertreter des ehemaligen russischen Kriegsgegners einladen müssen, was angesichts der neuen Front in der Ukraine nicht opportun erschien: Also wurde das »Jubiläum« von Politik und Medien ignoriert.

In der »Hölle von Verdun« verloren im Frühjahr 1916 320.000 Franzosen und 280.000 Deutsche auf nur wenigen Quadratkilometern im Ringen um den Besitz einiger Forts wie Douaumont ihr Leben, ohne dass der Frontverlauf sich merklich änderte oder die Strategie von Generalstabschef Falkenhayn aufging, die Franzosen zum »Weißbluten« zu bringen: der zweite große Fehlschlag nach dem Scheitern des Schlieffen-Plans, Frankreichs Armee von Belgien aus zu umfassen.

Die dritte dieser Schlachten war die von Langemarck: »Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesange *Deutschland, Deutschland über alles* gegen die erste Linie der feindlichen Stellung vor und nahmen sie.« Dieser Satz im Heeresbericht vom 11. November 1914 war sofort die Schlagzeile aller Zeitun-

3 Krumeich 2014.

4 Thomas Weber hat weitgehend unbeachtet auf fast 600 Seiten akribisch die ganze Kriegszeit des Freiwilligen-Regiments List und seines Meldegängers Hitler aufbereitet; vgl. Weber 2011. Er hat dabei sogar die deutsche mit der jeweiligen gegnerischen Regimentsgeschichte verglichen.

5 Karl Unruh hat dies auf der Basis von Regimentstagebüchern beteiligter deutscher Einheiten versucht; Unruh 1986.

gen und löste in der Heimat Begeisterungstürme aus. Das Gefecht bei Langemarck war strategisch belanglos, mit dem Einsatz von wenigen Regimentern und etwa 2.000 Mann Verlusten eher alltäglich und führte auch nicht zu einer Frontverschiebung. Obwohl der Verlauf auf deutscher Seite erschreckendes, selbstmörderisches Fehlverhalten zeigte, wurde aus diesem Fiasko der deutschen Militärführung ein weittragender Heldenmythos geflochten, der erst seit den 1960er Jahren ernsthaft infrage gestellt wurde.

Die militärischen Folgen, die sich aus der spezifischen Hierarchie der Stäbe und Generäle des Heeres ergaben, sind in Deutschland kaum untersucht worden. Ein Vergleich mit der umfangreichen englischen Forschung zu Taktik und Strategie ihrer Militärführung macht dies deutlich. Die sinnlosen Verluste wurden hinter geschickt aufbereiteten Heldensagen von Opfergängen verschleiert. An den Formen des Gedenkens an Langemarck zeigt sich das sich radikal wandelnde deutsche Verhältnis zu Krieg, Militarismus und Heldentum. Wenn »Langemarck« am 100. Jahrestag der Schlacht am 10. November 2014 in den Medien nicht thematisiert wurde, so liegt das nicht nur daran, dass unsere postheroische Gesellschaft damit nichts anzufangen weiß, sondern an den Gesetzmäßigkeiten der Gedenktagspublizistik, denen selbst die Wissenschaft inzwischen unterworfen ist: Am 9. November muss zuerst der Reichspogromnacht, dann der Novemberrevolution und des Mauerfalls gedacht werden; da bleibt kein Raum für Langemarck.

2. Fehlkalkulationen

Der deutsche Generalstab hatte für den Krieg nur einen ausgearbeiteten Plan parat: Frankreich unter Umgehung seiner Grenzbefestigungen durch das neutrale Belgien hindurch in einer riesigen Zangenbewegung niederzuwerfen, bevor die »russische Dampfwalze« von Osten her ins Rollen kam. Dieser 15 Jahre alte Schlieffen-Plan hatte die fatale Grundvoraussetzung, dass Deutschland, um seinen Mobilisierungsvorsprung zu wahren, sofort über Belgien und Frankreich herfallen müsse, sobald das schwer berechenbare Russland mobilmacht. Diese militärischen Prämissen engten den Raum für Politik und Krisendiplomatie entscheidend ein. Der Plan besaß zudem einige kaum auszubügelnde Schwächen: das unkalkulierbare Ausmaß des belgischen Widerstands und das gar nicht ins Kalkül gezogene und verachtete englische Heimatkorps, wenn England sein Versprechen zur Garantie der belgischen Neutralität einhielte. Dazu kam, dass man für das Gelingen des Plans Österreich-Ungarn dem überlegenen russischen Angriff erst einmal allein aussetzte. Was wäre das für ein Sieg, wenn der Kaiser in Paris eintritt, wenn gleichzeitig der Zar dasselbe in Wien tat? Und auf die Frage des österreichischen Armeechefs Conrad, was passieren würde, wenn der deutsche Angriff ins Stocken geriete und sich die Wirkung der gewaltigen Ressourcen Russlands und Englands entfaltete, hatte der deutsche Stabschef Moltke d. J. nur ein perspektivloses Achselzucken, gemeinhin als »aggressiven Fatalismus« bezeichnet.

Alle Armeeführungen verkannten zu Beginn des Kriegs die vernichtende Feuerkraft der neuen Repetier- und Maschinengewehre sowie der Artillerie mit ihren

Granatsplitter streuenden Schrapnellgeschossen und suchten ihr Heil in der bedingungslosen Offensivtaktik und der Kavallerie als raumgreifender Waffe. Schlieffen hatte seinen Plan als ein neues Cannae begriffen: Hatte nicht Hannibal in der Schlacht von Cannae die römischen Legionen mit seiner Reiterei überflügelt und von hinten in die Zange genommen? So standen in der 1. Flandernschlacht im Oktober 1914 fünf Kavalleriedivisionen bereit, nach Meinung des britischen Militärhistorikers John Keegan die größte Reitertruppe aller Zeiten. Sie alle waren nach des Kaisers Befehl von 1890 mit Lanzen bewaffnet. Die Ulanen und Husaren hatten drei Jahre lang den Kampf vom Pferd im Galopp trainiert, jahrzehntelang war die feurige Kavallerieattacke der krönende Höhepunkt aller Kaisermanöver gewesen. Aber nun zeigte sich – ebenso wie bei der Breitseite der Schlachtflotte –, dass des Kaisers kostspielige Schwäche für Imponiergehabe und schönen Schein der Kriegsrealität nicht standhielt. Nicht nur Liebesdienerei und Schwäche des Generalstabs führten zur weit überdimensionierten Kavallerie. Viele der Offiziere stammten von junkerlichen Gütern, wo das Glück der Erde auf dem Rücken der Pferde lag, wo man zum erheblichen Teil aber auch von der Aufzucht der Kavalleriepferde, den sogenannten Remonten, lebte.

Im dicht bebauten Flandern, mit in Schützengräben und hinter MG-Nestern verschanzten Gegnern und unter Schrapnell-Sperrfeuer war diese Truppe mit ihren mittelalterlichen Speießen ein Anachronismus. Diese im Stellungskrieg nicht mehr einsetzbare Kavallerie band trotzdem einen Gutteil der Nachschubkapazitäten. Kam ein Soldat mit 500 Gramm Kommissbrot täglich aus, so brauchte ein Pferd vier Kilo Hafer. Bei rund 30.000 Pferden war somit täglich ein ganzer Güterzug Futter nötig, der den übrigen Nachschub auf den von den Belgiern sabotierten Eisenbahnen einschränkte und so die Infanterie zu Gewaltmärschen zwang. Fünf Divisionen in drei Jahren Militärdienst gestählter Burschen striegelten gelangweilt ihre Gäule, während an der Front wenige Kilometer weiter die Freiwilligenregimenter frisch von der Schulbank und den Hörsälen weg ins Verderben stürmten, zusammen mit älteren Mitgliedern der Landwehrreserve, meist Familienvätern, angeführt von reaktivierten Reserveoffizieren im Pensionsalter. Oft trafen sie im Graben- und Häuserkampf auf abgesattelte englische Kavalleristen, die geübte Schützen waren.

Nachdem die Front in der 1. Flandernschlacht im Stellungskrieg erstarrete, wurden die stolzen Kavallerieregimenter teils an die Ostfront verschoben, großenteils aber aufgelöst. Man brauchte die Pferde, um die Kanonen und Munitionskarren zu ziehen. Da Pferde nicht in Deckung gehen können, wurden sie besonders oft getroffen. Die Leidensgeschichte der wehrlosen Kreatur ist weithin vergessen. 1914 gab es etatmäßig im deutschen Heer neben 800.000 Soldaten über 200.000 Dienstpferde. Mit der Mobilmachung wurden nicht nur die Reservisten eingezogen, sondern auch 715.000 Pferde requiriert.

3. Rauschhafter Überschwang

In allen Ländern gelang es den Regierungen, die Schuld am Kriegsausbruch dem jeweiligen Gegner in die Schuhe zu schieben. Der Kaiser verkündete, Deutschland

sei gezielt eingekreist und hinterrücks »mitten im Frieden« überfallen worden, sodass man nun zur Selbstverteidigung »reinen Herzens das Schwert ziehe«. Da es zunächst keine offensichtlichen Kriegsziele für Deutschland gab, musste der tiefere Sinn und die Notwendigkeit des Kriegs, die »geistige Mobilmachung«, vom professoralen und theologischen Überbau des Reiches herbeigeredet werden. Auch die vom Reichskanzler veranlasste Zensur konnte nicht verhindern, dass die immer hemmungsloseren Annexionsforderungen der Schreibtischkrieger öffentlich bekannt und vom Feind propagandistisch ausgebeutet wurden. Es gelte, die deutsche Hochkultur oder sogar die deutsche Seele gegen das rückständige und despotische zaristische Russland mit seinen sibirischen Lagern, gegen die dekadente Zivilisation Frankreichs oder gegen England, das perfide Albion mit seiner Krämerseele, zu verteidigen. Die stürmische Begeisterung, das »Augusterlebnis«, hallte noch Jahrzehnte später in fast allen Memoiren nach. Neuerdings wurde darauf hingewiesen, dass sich dieser Überschwang auf bestimmte bürgerliche Schichten, allen voran die Studenten in den Städten, konzentrierte. Die Demonstrationen der Sozialdemokratie gegen den Krieg wenige Tage vor Kriegsausbruch hatten allerdings auch nach Hunderttausenden gezählt. Und vor allem auf dem flachen Land sei die Stimmung sehr gedrückt gewesen, weil man mitten in der Ernte nicht die Söhne und Pferde – und die Sense an den großen Sensenmann – abgeben wollte. Die geradezu hysterische Aufwallung der Gemüter sei von der Presse angeheizt und einseitig propagandistisch ausgeschlachtet worden.⁶

Die Vorstellungen von den Bedingungen eines »modernen« Kriegs waren bis in den Generalstab hinein völlig unrealistisch. Dies gilt mehr oder weniger für alle Seiten. Man glaubte, den letzten Krieg von 1871 nochmals führen zu können. Die Erinnerung daran war geprägt von den Feiern zum Jahrestag von Sedan, einer Feldschlacht mit Nahkämpfen Mann gegen Mann. Wenige Entscheidungsschlachten, und der Krieg wäre gewonnen, daheim wenn das Laub fällt ... Offenbar verhallten die warnenden Stimmen. Friedrich Engels hatte schon 1888 prophezeit: »Acht bis zehn Millionen Soldaten werden sich untereinander abwürgen [...]; Zusammenbruch der alten Staaten [...], derart, dass die Kronen zu Dutzenden über die Straßenpflaster rollen [...]«. ⁷ Moltke d. Ä., Jahrzehnte preußischer Generalstabschef, Sieger von Königgrätz und des Kriegs gegen Frankreich, sagte in einer Reichstagsrede 1890: »Meine Herren, es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden – und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfass schleudert.« August Bebel hat oftmals vor den »Massenschlächtereien« des nächsten Kriegs gewarnt.

Im August 1914 wurde nun der Krieg von den Exponenten des wilhelminischen halbfeudalen Systems als Befreiungsschlag gegen die innenpolitisch immer bedrängendere Opposition – Sozialdemokraten, Zentrum und Linksliberale hatten seit 1912 die Mehrheit im Reichstag – verstanden. Große Teile des Bürgertums erhofften sich vom Krieg ein reinigendes Gewitter gegen das Unbehagen an der Wohlstands-

⁶ Vgl dazu Münkler 2013, S. 222 f., dort auch die regionalen Studien.

⁷ Engels 1969, S. 350.

gesellschaft. Die Intellektuellen und Literaten an der Heimatfront, allen voran Thomas Mann, überschlugen sich:

»Wir hatten an den Krieg nicht geglaubt, unsere politische Einsicht hatte nicht ausgereicht, die Notwendigkeit der europäischen Katastrophe zu erkennen [...] Gräßliche Welt, die nun nicht mehr ist – oder doch nicht mehr sein wird, wenn das große Wetter vorüberzog. Wimmelte sie nicht von dem Ungeziefer des Geistes wie von Maden? Gor und stank sie nicht von den Zersetzungsstoffen der Zivilisation? [...] Wie hätte der Künstler, der Soldat im Künstler nicht Gott loben sollen für den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt, so überaus satt hatte.«⁸

Dass aber auch der pazifistisch weltbürgerliche Eigenbrötler Hermann Hesse in der friedlichen Schweiz fernab aller Massenhysterie bis Ende 1914 den Krieg begrüßte, gibt doch zu denken: »Aus dem blöden Kapitalistenfrieden herausgerissen zu werden, tat vielen gut, grade auch in Deutschland und für einen echten Künstler, scheint mir, wird ein Volk von Männern wertvoller, das dem Tod gegenübergestanden hat und die Unmittelbarkeit und Frische des Lagerlebens kennt«.⁹ Der hier beschworenen Lagerfeueridylle standen bereits jetzt eine Million Tote im Grabenkrieg gegenüber.

4. Kennzahlen statt Vorurteile

Unmittelbar nach den Kriegserklärungen setzte ein Sturm auf die Rekrutierungsbüros ein. Ganze Primanerklassen und Studentenkorporationen meldeten sich als Kriegsfreiwillige. Alle hatten Angst, das »einmalige Abenteuer« und den »Spaziergang nach Paris« zu versäumen. Wo kamen die vielen Kriegsfreiwilligen her? Galt in Deutschland nicht die allgemeine Wehrpflicht, erhielt nicht mit der Mobilmachung jeder seinen Gestellungsbefehl und der ganze Krieg konnte fahrplanmäßig abrollen? Bei näherer Betrachtung der Zahlen stellt man erstaunt fest, dass Deutschland keineswegs für den Krieg gerüstet war. Es hatte nur die Hälfte der Männer eines Jahrgangs eingezogen, die Franzosen dagegen 86 Prozent. Die 1913 beschlossene Heeresverstärkung von 700.000 auf 900.000 Mann war erst im Aufbau. Wie ein Blick ins Statistische Jahrbuch des Deutschen Reiches zeigt, war der Jahrgang 1896, also die 18-Jährigen, 421.000 Mann stark. Um die Jahrhundertwende gab es eine regelrechte Bevölkerungsexplosion in Deutschland. So umfassten die Jahrgänge ab 1908 schon eine Million männlicher Geburten, Frankreich blieb bei unter 400.000. Der deutsche Geburtenüberschuss betrug 1,3 Prozent, der französische 0,15 Prozent. Frankreich hatte die dreijährige Wehrpflicht eingeführt, um halbwegs mit Deutschlands Truppenstärke mithalten zu können, der Rückstand wäre ansonsten von Jahr zu Jahr hoffnungsloser geworden. Warum der deutsche Generalstabschef Moltke d. J. dem Reichskanzler in der Julikrise 1914 mit »Jetzt oder nie« und »In zwei Jahren ist es hoffnungslos« zusetzte, bleibt unverständlich.

Sicherlich wirkte der russische Koloss mit einer Bevölkerung von 130 Millionen und einem jährlichen Zuwachs von fast 2 Millionen (1,7 Prozent) bedrohlich, stand

8 Mann 1993, S. 192 f.

9 Hesse 1973.

aber nach der Niederlage gegen Japan und den revolutionären Wirren 1905/06 doch auf sehr tönernen Füßen. Betrachtet man die wirtschaftlichen Kerndaten, dann wird die Angst, den Rüstungswettlauf uneinholbar zu verlieren, noch unverständlicher. Nehmen wir nur die Roheisengewinnung (1912), bei der Deutschland im Vergleich zu allen anderen europäischen Staaten mit 17,6 Millionen Tonnen an der Spitze stand gegenüber dem nächstplatzierten Großbritannien mit neun Millionen Tonnen und Frankreich, das mit 4,9 Millionen Tonnen vor Russland (4,2 Millionen Tonnen) lag. Im Übrigen erlebte Deutschland seit 1892 einen einzigartigen wirtschaftlichen Boom mit extrem hohen Zuwachsraten und war auf vielen Sektoren zu jener Zeit technologischer Spitzenreiter.

Beim imperialistischen Wettrüsten war Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg keineswegs führend. Nicht nur, dass der Wehretat erheblich langsamer wuchs als die Zahl der Wehrpflichtigen; er lag mit 3,5 Prozent des Sozialprodukts niedriger als die vier bis fünf Prozent seiner potenziellen Gegner. Dieses Geld wurde zum beträchtlichen Teil auch noch in wenig kriegsentscheidende Waffengattungen wie Schlachtflotte und Kavallerie investiert. Die Vernachlässigung des Heeres und der Artillerie hatte ihren Grund in den Strukturen des wilhelminischen Deutschland. Wenn man wie der letzte Kaiser der Meinung war: »Gegen Demokraten helfen nur Soldaten«, die Armee also auch im Innern einsetzbar sein sollte, musste man die sozialdemokratische Arbeiterschaft und das liberale Bürgertum aus dieser Armee heraushalten. Außerdem wären die Bürgersöhne Konkurrenten um die traditionell vom Adel besetzten Offiziersstellen gewesen. So lehnte das preußische Kriegsministerium eine Truppenvermehrung ab, die den Herausforderungen eines Zweifrontenkriegs gerecht geworden wäre, weil es die althergebrachten Strukturen des Heeres in Gefahr sah. Selbst ein Verfasser von Denkschriften wie Ludendorff, der diese Defizite aufzeigte, oder jene, die Lehren aus dem russisch-japanischen Krieg von 1904/05 zogen, wo sich erstmals die vernichtende Wirkung von Maschinen- und Repetiergewehrfeuer sowie moderner Artillerie zeigte, wurden ignoriert und kaltgestellt. Wenn man liest, wie die Japaner beim Sturm auf einen Hügel vor Port Arthur 58.000 und bei Mukden 75.000 Mann im russischen Feuer verloren, werden die Parallelen zu Ypern und Langemarck deutlich.

Nicht nur, dass keine Lebensmittelreserven angelegt wurden – schon im Frieden lag das jährliche Weizendefizit bei 40 Millionen Tonnen –, es gab auch keine Rohstoffreserven, und die Munition reichte kaum für den ersten Kriegsmonat. Deutschland war in fast jeder Hinsicht nicht kriegsbereit und hätte sich mit seinem Entwicklungsvorsprung bei den U-Booten und der schweren Artillerie in den nächsten Jahren bessere Ausgangspositionen verschaffen können.

Bei der Diskussion um Christopher Clarks »Schlafwandler« – »Geisterfahrer« wäre angesichts des aus den Träumereien der Staatsmänner folgenden Zusammenstoßes die angemessenere Kennzeichnung – wird doch deutlich, dass es sich beim deutschen Generalstab, aber auch der politischen Leitung eher um Hasardeure handelte, noch dazu mit einem ziemlich schlechten Blatt auf der Hand. Aber der Wille zum Losschlagen fand sich auch bei allen Militärschefs der Entente. In Deutschland stand hinter dem Pessimismus Moltkes und dem Fatalismus des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg die »Zukunftsangst« (H. A. Winkler) einer modernisierungs-

unwilligen halbfeudalen Führungsschicht und ein zur Koordination von Politik und Militär unfähiger Kaiser. Diese strukturelle Schwäche zeigte sich am klarsten in der Tatsache, dass die politische Leitung des Reichs nicht wusste, dass die Heeresleitung nur einen Feldzugsplan hatte, der mit dem Überfall auf das neutrale Belgien begann, dessen Neutralität von Großbritannien garantiert war und damit diesem den Kriegsgrund lieferte.

5. Mobilmachung

Die mangelhafte Vorsorge trat beim Ansturm der Kriegsfreiwilligen sofort zutage. Von den 800.000 noch nicht rekrutierten 18- und 19-Jährigen (Jahrgang 1895 und 1896) und den etwa vier Millionen Ungedienten meldete sich eine Million bei Kriegsbeginn freiwillig. Davon konnte nur knapp ein Drittel eingezogen werden. Es gab zwar Platz in den Kasernen, da die Truppen ja an der Front waren, die Kleider- und Waffenkammern waren jedoch weitgehend leer. Die zehn Armeekorps mit je zwei Divisionen, also etwa 320.000 Mann, wurden im ganzen Reich rekrutiert, aber die Regimentsgeschichten – ob aus Preußen, Württemberg oder Bayern – berichten von fehlenden Mänteln, Tornistern und Schuhen, was sich bei den späteren Gewaltmärschen besonders fatal auswirkte. Da es auch keine Kopfbedeckungen gab, trugen die Studenten die Käppis ihrer Verbindungen. Schlimmer: Es fehlte an Gewehren und Übungsmunition. Noch schlimmer: Es gab keine Ausbilder und Offiziere. Diejenigen, die es gab, waren überaltert und überfordert, weil sie zum Beispiel das neuere Repetiergewehr 98 gar nicht kannten. Maschinengewehre und Artillerie: weitgehend Fehlanzeige.

Über die Zusammensetzung dieser Einheiten ist viel diskutiert worden. Vor allem der hohe Anteil an Studenten und Abiturienten wurde infrage gestellt, da sie statistisch pro Jahrgang nur etwa drei Prozent der Bevölkerung ausmachten. Konkrete Zahlen gibt es nur für einige Einheiten. Abiturienten und Studenten waren jedenfalls deutlich überrepräsentiert. Bevorzugt meldeten sich junge Leute und wurden dann auch vorrangig eingezogen, weil sie noch nicht im Berufsleben standen und keine familiären Verpflichtungen hatten. Dem Statistischen Jahrbuch des Deutschen Reiches von 1915 kann man entnehmen, dass im Wintersemester 1914/15 40.761 Studenten im Militärdienst standen, das ist gut die Hälfte aller männlichen Studenten. Dabei gab es große Unterschiede: Von der Berliner Universität waren gerade einmal 37 Prozent beim Kriegsdienst, bei den Tübingern dagegen 74 Prozent. 1911 gab es 15.600 männliche Abiturienten. Eingezogen wurden regulär die 20- bis 22-Jährigen, jetzt wurden auch die 18- und 19-Jährigen herangezogen. Wie viele Schüler als Kriegsfreiwillige in die Reserveregimenter aufgenommen wurden, ist schwerer abzuschätzen. Da ein Teil der Studenten den Wehrdienst als Einjährig-Freiwillige abgeleistet hatte und in regulär mobilisierten Truppenteilen steckte, kommt man für die Formationen der überwiegend aus Kriegsfreiwilligen bestehenden zehn Armeekorps auf etwa acht Prozent Gymnasiasten und ebenso viele Studenten, wenn man davon ausgeht, dass die Medizinstudenten in Sanitätseinheiten landeten. Theoretisch sollte je ein Drittel dieser Truppen aus der Ersatzreserve und der Landwehr kommen, also

wesentlich älter sein. Aber viele Berichte, auch englische, sprechen mitleidig von Kinderregimentern. Da die Regimenter jeweils aus einem Ort oder einer Gegend stammten, konnte es durchaus vorkommen, dass sich in einer Einheit etwa die Tübinger oder Marburger Studenten (und Professoren als Reserveoffiziere) wiederfanden.

6. Auf Flanderns blutigen Feldern ...

Der Kampf um die flandrische Stadt Ypern im Oktober/November 1914 ist in der deutschen Erinnerung durch den Ort Langemarck belegt. Wir rekapitulieren hier die Schlacht vor Ypern, um eine der schlimmsten Niederlagen der deutschen Militärgeschichte nach 100 Jahren genauer zu analysieren und Defizite bei deren Aufarbeitung exemplarisch zu zeigen.

Wie sollten diese Reservetruppen, die »nicht die volle Ausbildungshöhe und den Ausrüstungsstand aktiver Einheiten hatten«, eingesetzt werden? Die Belgier wehrten sich zäh. Die Überflügelung der französischen Armee schien zunächst, wenn auch unter schweren Verlusten auf beiden Seiten, zu gelingen. Die Krise kam Anfang September, als beim Vorstoß 50 Kilometer vor Paris an der Marne eine Lücke zwischen der 1. und der 2. Armee entstand und der zauderliche Armeechef Moltke d. J. den Rückzug befahl. Dieses Manöver, von den Franzosen das Wunder an der Marne genannt, war die Folge strategischer Fehlentscheidungen. Die Südararmee (6.) unter Kronprinz Rupprecht von Bayern sollte den zum Rhein vorstoßenden Franzosen nur hinhaltenden Widerstand leisten, sie sozusagen vom Kern des Geschehens weglocken und sie des Vorteils der inneren Linie berauben, während die nördlichen Armeen (formal) unter dem preußischen Thronfolger »hintenherum« auf das Herz Frankreichs, Paris, stürmten. Dieser Drehtüreffekt funktionierte nicht, weil es angesichts der fortbestehenden dynastischen und landsmannschaftlichen Rivalitäten zwischen Preußen und Bayern nicht vermittelbar war, dass der eine voranstürmte und der andere sich zurückzog. Also warf die Südararmee Rupprechts die Franzosen dahin zurück, wo sie wirklich gebraucht wurden. Moltkes Taktik war machtlos gegen dynastische Empfindlichkeiten.

Noch gravierender war die Fehleinschätzung der Lage an der Ostfront. Auch Russland verfolgte nicht zuletzt seinem neuen Bündnispartner Frankreich zuliebe eine offensive Strategie, ohne sie taktisch zu beherrschen. Also massierte es seine Truppen im polnischen Raum und ertüchtigte die Bahnlinien nach Westen, konnte so losschlagen, auch ohne zu warten, bis sich Donkosaken und Krimtataren auf den weiten Weg nach Westen machten. Der Mobilmachungsvorsprung, auf dem der ganze deutsche Feldzugsplan aufbaute, schmolz dahin wie Schnee in der Augustsonne: Nach zwei Wochen rückten zumindest zahlenmäßig weit überlegene russische Armeen von Osten und Süden in Ostpreußen vor und verbreiteten Angst und Schrecken. Nun ist es strategisch durchaus geboten und von Schlieffen so geplant gewesen, einen Randzipfel hinhaltend zu verteidigen und temporär preiszugeben, um die Entscheidungsschlacht an der Hauptfront zu gewinnen. Aber ein moderner Volkskrieg lässt sich nur schwer gegen die öffentliche Meinung führen. Die deutsche

Presse war voll von den Gräueln der »asiatischen Horden« in Ostpreußen, genauso wie die englische über die Exzesse der »germanischen Hunnen« an der belgischen Bevölkerung. Hinzu kam, dass viele hohe Offiziere im Generalstab von ostpreußischen Gütern stammten. Kurzum, Moltke hatte nicht die Nerven, Schlieffens Vermächtnis: »Macht mir den rechten Flügel stark« konsequent zu beherzigen. Er löste zwei Armeekorps in Belgien heraus und schickte sie nach Osten. Sie kamen für die Schlacht bei Tannenberg zu spät, aber mit ihnen hätte sich womöglich die Marne-schlacht gewinnen lassen.

Nachdem der Schwenk auf Paris gescheitert und der Krieg eigentlich verloren war, setzte der neue Generalstabschef Falkenhayn ebenso wie die Alliierten unter Joffre und Haig auf immer neue Umfassungsversuche, die alle unter großen Verlusten scheiterten. Dieser »Wettlauf zum Meer«, der Kanalküste mit den englischen Nachschubbasen, endete damit, dass Falkenhayn mithilfe der frischen Reservekorps aus Kriegsfreiwilligen in Flandern die Umfassung oder wenigstens einen Durchbruch erzwingen wollte. So wurden sieben dieser zehn Armeekorps Ende September aus ihren Kasernen im ganzen Reich dorthin in Bewegung gesetzt, wo sie ab Mitte Oktober nach zum Teil strapaziösen Gewaltmärschen ankamen. Der Empfang durch die altgedienten und inzwischen desillusionierten Männer war kopfschüttelnd bis ablehnend. Carl Zuckmayer beschreibt dies in seinen Memoiren:

»Aber sie gaben uns bald zu verstehen, daß sie unsere ›Hilfe‹ weder gewollt hatten, noch geneigt waren, unsere Bereitschaft dazu auch nur im Geringsten zu achten, anzuerkennen oder zu verstehen. Das Wort ›Kriegsfreiwilliger‹, das in der Heimat immer noch einen edlen Klang hatte, war hier draußen ein Schimpfwort. Man hatte uns bereits in ›Kriegsmutwillige‹ umgetauft und ließ uns fühlen, daß man unsere Voreiligkeit frivol, dumm, sinnlos fand, vor allem nicht an ihre idealen Beweggründe glaubte. Idealismus oder Heroismus war für diese gedienten Leute, die den Militärbetrieb kannten und vom Krieg schon längst die Nase voll hatten, eine üble Phrase, ein reiner Quatsch. Warum soll so ein halber Knabe, untüchtig und verwöhnt, früher ins Feld, als er mußte?«¹⁰

Das Heer hatte bis dahin schon eine Viertelmillion Mann Verluste, und so wäre es geboten gewesen, mit diesen jungen Kräften die »ausgedünnten« Einheiten aufzufüllen, damit sich zur Effektivitätssteigerung und Verlustminimierung nach dem »Korsettstangenprinzip« jugendlicher Elan mit kriegserfahrenen und gut ausgebildeten Kameraden paarte.¹¹ Die Alternative hierzu wäre gewesen, diese Truppen erst einmal an weniger umkämpften Frontabschnitten einzusetzen, um sie mit der bleihaltigen Luft im modernen Stellungskrieg bekannt zu machen. Aber Falkenhayn brauchte den schnellen Erfolg und schlug die Warnungen der Kommandeure an der Front in den Wind, und so nahm das Verhängnis seinen Lauf.

Die 1. Flandernschlacht entbrannte voll am 16. Oktober 1914, als hier gleichzeitig der Gegner eine Offensive startete. Die deutschen Freiwilligenregimenter trafen neben zäh kämpfenden Franzosen und Belgiern hauptsächlich auf die inzwischen auch durch Kolonialtruppen wie indische Gurkhas auf zehn Armeekorps angewachsene englische Armee, die erbittert jeden Graben, jedes Haus und jeden Friedhof verteidigte. Diese Berufssoldaten, zum Teil seit August ununterbrochen im Ein-

10 Zuckmayer 1993 [1966], S. 257 f.

11 Vgl. Stackelbeck 2010.

satz, hatten unter schweren Verlusten – über 50 Prozent – die Taktik des Stellungskriegs gelernt, waren gut verschanzt mit flankierenden MG-Nestern und Rückzugsstellungen. Sie waren geübte Scharfschützen und feuerten mit ihren Lee Enfield-Gewehren mehr als ein Dutzendmal pro Minute, viel schneller als die Deutschen mit ihren Mauser-Gewehren. Dagegen verfügten die neu aufgestellten deutschen Truppen kaum über Artillerie und Maschinengewehre; wo es sie gab, fehlte es an Munition und an Erfahrung. Auffällig oft ist von Beschuss durch die eigene rückwärtige Artillerie die Rede. Singen war eine verzweifelte Methode, um die eigene Artillerie von Fehlschüssen abzuhalten. Ohne vorheriges Trommelfeuer, das ja auch die Deckung bietenden Granattrichter schuf, war ein Angriff über freies Feld oder gar – ohne Drahtscheren – durch die neuartigen Stacheldrahtverhaue selbstmörderisch.

Viele der Reserveoffiziere waren zu alt – es gab sogar Veteranen aus dem 1870er Krieg – und überfordert. Das Kriegsbild war von den Freiheitskriegen –»Lützows wilde verwegene Jagd« – und dem über 40 Jahre zurückliegenden Feldzug von 1870/71 geprägt und völlig überholt. Auffallend häufig finden sich Berichte, dass bei Truppenbewegungen hinter der Hauptkampflinie auch unter gegnerischem Trommelfeuer in geschlossenen Formationen marschiert wurde, eine Art Mutprobe, der die jungen Soldaten sich kaum entziehen konnten. Als junger Leutnant berichtet Ernst Jünger in seinem Tagebuch, dass durch einen einzigen Volltreffer ein Drittel seiner neu aufgestellten Kompanie auf dem Weg zum Einsatz ausfiel. Noch war es üblich, dass die Offiziere neben ihren Truppen ritten und Einsätze vom Pferd aus befehligten – mit besonders hohem Berufsrisiko. Beim Angriff aus dem Graben stürmten die Offiziere mit gezogenem Säbel voran, wurden die ersten Opfer der Scharfschützen und ließen eine desorientierte und schnell desorganisierte Truppe auf dem Gefechtsfeld zurück. Es gab Gefechte, bei denen über 80 Prozent der Offiziere fielen. Zumindest bei der Garde galt es noch als besonders ehrenhaft, als Fahnenträger zu fallen, und Trommler, wenn nicht gar ganze Musikkorps, bliesen noch Monate nach Kriegsbeginn zum Sturmangriff. Nach wenigen Tagen der Flandernschlacht wurde deutlich: minimale Geländegewinne bei maximalen Verlusten. Ein kriegsentscheidender Durchbruch durch die gegnerischen Stellungen konnte nicht erzwungen werden. Bald ging es nur noch um einen Achtungserfolg, die Einnahme Yperns, bevor man sich mit einer festgefahrenen Front und dem Stellungskrieg im Westen abfand. Man musste zunächst dem strauchelnden Bündnispartner im Osten beistehen und den russischen Vormarsch in Galizien stoppen. Da die bedrängten Belgier am 29. Oktober die Schleusen der Polder bei Flut öffneten und bei Ebbe schlossen, lief das tiefer gelegene Gelände voll, setzte die Schützengräben und Bombentrichter unter Wasser und machte das Ganze zu einer fürchterlichen Schlamm-schlacht, die am 3. November ohne greifbares Ergebnis zunächst abgebrochen wurde.

7. Langemarck

Gegen den Rat der Frontkommandeure startete Falkenhayn eine Woche später wenige Kilometer südlich eine erneute Offensive, weil neue Reserveregimenter mit Freiwilligen eingetroffen waren. Der Zweck konnte eigentlich nur eine Frontbegräbigung des Ypernbogens sein. Am 10. November, auf den sich die berühmte Meldung über den Kampf junger Regimenter westlich Langemarcks bezog, wurde von der 9., 44., 45. und 46. Reservedivision, die überwiegend aus dem Berliner, brandenburgischen und norddeutschen Raum kamen, zwischen und um die Orte Dixmuide und Bixschote erbittert gekämpft. Insgesamt gelang auf vier Kilometern Frontlinie ein Geländegewinn von einem Kilometer. Der Heeresbericht ist wohl inspiriert von dem als Überraschung für den Gegner geplanten Sturm der 9. Reservedivision im Morgengrauen. Dabei konnte tatsächlich der erste Graben genommen und konnten Gefangene gemacht werden. Ein Durchbruch gelang allerdings nicht, das Kreuzfeuer war allzu mörderisch. Die Verluste der Division sollen bei 2.000 Mann gelegen haben. Wenn dieses relativ unbedeutende Gefecht zum Ausgangspunkt eines wirkmächtigen Mythos und Langemarck zum Synonym für die ganze 1. Flandernschlacht wurde, lag es an dem Zusatz des Heeresberichts: »junge Regimenter unter dem Gesänge Deutschland, Deutschland über alles«. Tatsächlich war die Meldung, dass man nur bis zur ersten Linie« durchdrang, also nicht die Stellung nahm, das Eingeständnis einer Niederlage, die hinter der emotionalen Aufladung versteckt wurde. Der propagandistische Trick verfiel voll und verdeckt geschickt die Realität. Einmal davon abgesehen, dass sich bei einem Überraschungsangriff im Morgengrauen lautes Singen sowieso verbietet, eignet sich *das Lied an die Deutschen*, das bei den Burschenschaften beliebt, aber erst 1922 Nationalhymne wurde, in Melodie und Takt ganz und gar nicht für den Laufschrift im Geschosshagel. Was auch immer stattdessen gesungen wurde, bleibt ungewiss. Immerhin verzeichnet der englische General Henry Wilson, dass am 24. Oktober, also mehr als zwei Wochen vor Langemarck, in dem unübersichtlichen Schlachtgetümmel *die Wacht am Rhein* als Erkennungsmelodie gesungen wurde. Auch die Behauptung, dass damit die eigene Artillerie orientiert werden sollte, verfängt für dieses Gefecht vom 10. November nicht, da die Franzosen ja überrascht und nicht durch Gesang oder Artillerietrommelfeuer aufgeschreckt werden sollten. Um das Überraschungsmoment zu wahren, sollen sogar die Gewehre ungeladen geblieben sein. Tatsächlich gibt es einen Bericht, dass die Truppe dieses Lied zur Aufmunterung gesungen habe, als sie nachts erschöpft und übermüdet in die Stellung eingeschoben wurde. Aus den Namen der unaussprechlichen Dörfer wurde das markige »westlich von Langemarck«, mit »ck« wie Bismarck. Bei Engländern und Franzosen trägt das Gefecht bis heute den Namen des Dorfes Bixschote.

Es gibt nur nachträgliche, den Heldenmythos immer weiter ausmalende Bilder des Gefechts. Ob tatsächlich die Regimentsfahne vorangetragen und die Trommel gerührt wurde, bleibt ungewiss. Auf jeden Fall wurde in dichten Kolonnen losgestürmt. Spätestens unter Maschinengewehrfeuer musste dann aber doch Deckung gesucht werden. Auch die alliierten Kämpfer litten unter Erschöpfung, Munitionsmangel oder Ladehemmung ihrer sonst so fürchterlichen Maschinengewehre. Es gab

Fälle, da hatten Engländer sich in Unkenntnis des bevorstehenden Sturmangriffs zum Essen aus ihren Stellungen zurückgezogen, die sie aber dann prompt in zähem Kampf zurückeroberten. Die Nahkämpfe mit Bajonett und Gewehrkolben müssen entsetzlich gewesen sein. Wie Bürgersöhnchen oder der schwächliche Hitler dabei mit bulligen schottischen Highlandern den Kampf bestanden, das liest man in den stolzen englischen Heldengeschichten.¹² Dort ist auch von deutschen »schoolboy corps« die Rede. Zumindest in den deutschen Offiziersstäben hat der genannte Heeresbericht jedoch Glauben und Nachahmer gefunden. Vier Tage danach, am 15. November, ließ Berthold von Deimling, der Kommandeur des XV. Armeekorps, vier Regimenter (12.000 Mann) an der gleichen Front mit klingendem Spiel und Deutschlandlied ebenso vergeblich angreifen, knapp die Hälfte überlebte.¹³ Erst als auch die vornehmste deutsche Truppe, drei Regimenter der 1. Gardedivision, an den folgenden Tagen genauso vergeblich und verlustreich gegen das letzte Aufgebot der dezimierten Engländer aus Köchen, Zahlmeistern und frisch eingetroffenen indischen Ghurkas stürmte, wurde die 1. Flandernschlacht am 19. November 1914 abgebrochen. Der Untergang der Garde war natürlich kein Thema des deutschen Heeresberichts, wurde aber in der »Times« und wohl auch in ganz England triumphal gefeiert, der Ruf der preußisch-deutschen Armee hatte entscheidend gelitten.

Halten wir fest: Das Gefecht von Langemarck war nur eines in einer über einen Monat währenden Schlacht, in der die Heeresleitung den verzweifelten und vergeblichen Versuch machte, die Erstarrung der Front im Westen durch einen Durchbruch in Flandern bei Ypern zu überwinden oder doch wenigstens einen taktischen Achtungserfolg zu erkämpfen. Dem fiel ein Großteil der dort eingesetzten und wenige Wochen vorher erst aufgestellten Reservekorps zum Opfer, offenbar weil die für den Einsatz verantwortlichen Generäle die Gegebenheiten und Konsequenzen des Stellungskriegs nicht zu erfassen verstanden. Diese Katastrophe bedeutete nach dem Rückzug an der Marne das endgültige Scheitern der deutschen Strategie und den eigentlichen Verlust des Kriegs. Die dafür gebrachten ungeheuren Opfer wurden dadurch geheiligt und tabuisiert, dass man sie als auf dem »Altar des Vaterlandes« dargebracht begriff. In diesem Weihrauchnebel des berühmt-berüchtigten Heeresberichts konnte oder musste man gar die Öffentlichkeit in der Heimat über die wahre Situation hinwegtäuschen.

Nachdem die Front im Westen vom Elsass bis zum Ärmelkanal im Stellungskrieg erstarrt war, rechneten die Soldaten, die »armen Frontschweine«, mit Friedensverhandlungen, sangen zu Weihnachten über die Gräben hinweg gemeinsam Lieder, tauschten Geschenke aus und spielten mit den »Tommies« genannten Engländern Fußball. Diese Fraternisierung wurde jedoch umgehend unterbunden und die nächste Offensive vorbereitet. In den folgenden vier Jahren starben so allein in Flandern weitere 400.000 Soldaten, ohne dass sich die Front wesentlich verschoben hätte.

12 Siehe zum Beispiel Keegan 2001, S. 193 f.

13 Siehe dazu weiter unten das Zitat aus einem Tagebuch.

8. Der »Erntekranz aus der Blüte der Nation« – Verlustzahlen

Die Bilanz der 1. Flandernschlacht war noch katastrophaler, als sie die offiziellen Zahlen der Verluste erscheinen lassen. Ganze Regimenter wurden aufgerieben: Das Reserveinfanterieregiment 244 aus Chemnitz-Döbeln verlor am 24. Oktober 1914 51 seiner 57 Offiziere und 1.881 von 2.629 Unteroffizieren und Mannschaften. An diesem Tag waren die deutschen Verluste mit 26.000 die höchsten des ganzen Kriegs. Von einer Division wird berichtet, dass nach der Schlacht von den ursprünglich 16.000 nur noch 2.000 »Gewehre« einsatzfähig waren.¹⁴ Die Soldaten des Bayerischen Reserveregiments List hatten erst drei Tage vor dem Abmarsch Gewehre erhalten und nicht gelernt, damit umzugehen, als sie am 29. Oktober ihre »Feuertaufe« erlebten. Es fielen dabei 349 Mann. Nach dem Ende der Kämpfe wenige Tage später war das ursprünglich 3.000 Mann starke Regiment auf 725 Mann zusammengeschmolzen und hatte 21 von 25 Offizieren verloren. Ein Teil davon war dem Beschuss durch die benachbarten württembergischen und sächsischen Landsleute geschuldet, die die Bayern wegen ihrer obskuren Baumwollkappen – Pickelhauben waren ausgegangen – für Feinde hielten. Der »unbekannte Gefreite« Adolf Hitler, der in diesem Regiment diente, überlebte unversehrt und stieg auf zum Meldegänger, weitere Stürme mit aufgesetztem Bajonett blieben ihm so erspart.¹⁵

Die Angaben über die deutschen Gesamtverluste der Schlacht um Ypern differieren stark, nicht nur wegen nicht eindeutiger Zeiträume, sondern auch wegen verschiedener Zählweisen. Es besteht eine offensichtliche Diskrepanz zwischen den amtlichen Verlustzahlen – die geborgenen Toten des Schlachtfelds – und den in den Regimentsgeschichten berichteten noch einsatzfähigen Soldaten der einzelnen Einheiten. Genau genommen gehören zu den Verlusten nicht nur die gesicherten Gefallenen, sondern auch die Vermissten – erschreckende 20.000 in der 4. und 6. Armee – und schwer Verwundete. Auf einen Toten kamen drei bis vier Verwundete. Zählt man die bei Karl Unruh für acht Infanterieregimenter und zwei Jägerbataillone genannten Verlustzahlen zusammen, kommt man auf 16.209 Verluste bei knapp 25.000 Angetretenen, also ziemlich genau zwei Drittel. Wo die Verluste aufgeschlüsselt sind, kommt man auf ca. 20 Prozent Tote, 60 Prozent Verletzte und 20 Prozent Vermisste. Überall sind bei den Offizieren die Ausfälle noch höher. Die Sterberate in den Lazaretten und die Zahl der Vermissten, die in Gefangenschaft gerieten oder zwischen den Stellungen liegenblieben, müsste genauer untersucht werden. Wenn nur jeder vierte Verwundete und Vermisste umkam, ergibt sich eine Sterberate von 40 Prozent.

Rechnet man die Zahlen auf die Gesamtzahl der eingesetzten Truppen hoch und zieht Artillerie, Pionier- und Sanitätseinheiten als weniger betroffen ab, so muss man bei den Armeekorps mit den Freiwilligen von mindestens 70.000 und bei den regulären Truppen von 35.000 Toten ausgehen, doppelt so viele wie etwa Keegan und Münkler annehmen. Hinzu kommt jeweils eine noch wesentlich höhere Zahl an Verwundeten. Auf der Gegenseite verloren 24.000 Engländer ihr Leben. Die Ver-

14 Zahlen aus den bei Unruh zitierten Regimentstagebüchern.

15 Vgl. Weber 2011, S. 62, 68 ff.

lustzahlen der Belgier und Franzosen sind nicht bekanntgegeben worden, liegen jedoch vermutlich in ähnlicher Größe.

Gemessen an den kommenden monatelangen Schlachten von Verdun und an der Somme mit jeweils über einer halben Million Toten, war Ypern nur ein Vorspiel. Schnell bürgerte sich ein, in Flandern sei »die Blüte der Nation« gefallen, womit der hohe Anteil an Studenten und Gymnasiasten gemeint war. Von den deutschen Studenten beim Militär kamen etwa 6.000 bis 8.000 vor Ypern um, das wären sieben bis zehn Prozent aller deutschen Studenten. Bei den Primanern muss man etwa von 15.000 in Flandern eingesetzten und mindestens 5.000 Toten ausgehen, das wären um die 15 Prozent der zwei betroffenen Jahrgänge. Der statistische Durchschnitt verschleiert natürlich, dass beispielsweise Studenten oder Primaner bestimmter Städte konzentriert in einzelnen »aufgeriebenen« Regimentern steckten. Wenn die akademische Jugend in diesen Freiwilligenkorps auch etwa vierfach überrepräsentiert war, darf man nicht übersehen, dass ungefähr 80 Prozent der Opfer aus älteren Familienvätern der Ersatzreserve beziehungsweise der Landwehr und aus Gesellen und Gehilfen aller Art bestanden. Den größten Blutzoll absolut und relativ brachten im Verlauf des Kriegs die Bauernjungen in den regulären Truppen, die mehr als die Hälfte der Mannschaften ausmachten. Noch heute erschrickt man, wenn man auf den Gedenksteinen der Dorffriedhöfe die langen Listen der Gefallenen liest. Hier gilt generell das Prinzip der selektiven Wahrnehmung: Wer schreibt, der bleibt. Die Trauer über den Tod eines gefallenen Bauernjungen war sicher genauso groß wie die über den eines Studenten. Aber unser Bild vom Kriegserlebnis ist geprägt von den Briefen gefallener Studenten, und die Jubiläumsfernsehserien basieren auf Tagebüchern, wobei solche von Bauernjungen, wenn sie überhaupt geführt wurden, kaum greifbar sind. Wenn Käthe Kollwitz zwei Söhne verliert, ist das gut dokumentierbar und führt zu einem berührenden Fernsehstück. Die Bauernfamilien, die drei, vier und mehr Söhne verloren, bleiben unbesungen.

Nach all den Zahlen gilt der Satz aus der Regimentsgeschichte der 214er Infanteristen: »Man liest darüber hinweg und hat nur Zahlen im Gedächtnis; und doch sind es Tragödien, schwerstes Erleben und namenlose Leiden! Das Opfer dieser Menschen und noch mehr ihrer Angehörigen ist so groß, daß es wohl verdient, grundsätzlich einmal angedeutet zu werden, welche Riesenverantwortung jedes dargebrachte Opfer den Verantwortlichen auferlegt.«¹⁶ Schauen wir uns diese darum näher an.

9. Aufopferung aus Frosch- und Vogelperspektive

Für uns bleibt heute das Rätsel, warum die nach der Feuertaufe geschockten und stark dezimierten »jungen Regimenter«, zurückgeworfen in ihre Ausgangsstellung, immer wieder bereit waren, erneut zu stürmen. Ein Grund wird bei der Lektüre der Kriegsbriefe und Tagebücher deutlich: Man hat ihnen gesagt, gerade ihr Angriff sei kriegsentscheidend. Und offenbar hat Falkenhayn auch täglich neu an das Wunder

16 Zitiert bei Unruh 1986, S. 183.

eines alle Fronten ins Rutschen bringenden Durchbruchs geglaubt. Herfried Münkler hat den sakralen Charakter solcher Opfergänge betont:¹⁷ der Tod auf dem Altar des Vaterlands als heilige Pflicht. Freilich wird auch eine gewisse Widerständigkeit bezeugt. So musste der Kompaniechef in Hitlers Regiment am Abend des 1. Einsatzes den Befehl, erneut vorzurücken, dreimal geben, bevor er befolgt wurde. Aus verschiedenen zeitgenössischen Tagebüchern kann man entnehmen, dass die »Kampfmoral« tatsächlich gehörig litt. »Wenn ein Kerl immer wieder vergeblich angegriffen habe, sehe er nicht mehr ein, warum er sich umsonst totschießen lassen solle.«¹⁸

Auf allen Ebenen wurden nicht nachvollziehbare Fehler gemacht. Erschöpfte und oft tagelang nicht versorgte Truppen, die ihren Hunger mit den Rüben der Felder zu stillen versuchten, wurden ohne Feindaufklärung über Kilometerdistanzen verschlammter Felder in die gegnerischen, gut verschanzten Stellungen getrieben. Der Elan der jungen Freiwilligen reichte zwar gelegentlich aus, um unter ungeheuren Verlusten in die feindlichen Linien einzubrechen. Um diese allerdings im unfehlbar folgenden Gegenangriff zu halten, hätte es nicht nur routinierter Scharfschützen und erfahrener Offiziere bedurft, sondern auch Artillerieunterstützung und MG-Sperrfeuer, über das die schnell Ausgehobenen und an die Front Verfrachteten kaum verfügten.

»Daheim, wenn das Laub fällt«, schrieben die Soldaten an die Außenseiten ihrer Waggonen. Ebenso war der Generalstab von einem nur mehrwöchigen Krieg ausgegangen und hatte im Oktober sein Pulver schon verschossen, real und mental. Der Munitionsmangel Ende Oktober war dramatisch. Viele Geschütze durften nur noch vier Schuss pro Tag abgeben, auch die englischen nur sechs.

Warum verrechneten die Führungsstäbe sich so? Warum bestanden sie nach dreimonatiger Kriegserfahrung fünf Wochen lang auf blindwütigem Sturm vieler Divisionen unerfahrener Rekruten gegen gut verschanzte Gegner? Fangen wir ganz oben an: Natürlich waren die »Strategie« und Taktik Falkenhayns, die zu diesem Fiasko führten, auch im Generalstab umstritten, aber der Korpsgeist ließ keine nach außen dringende Kritik zu, und kritische Militärgeschichte war kein Feld, auf dem sich Historiker tummelten, schon, weil man sie die Akten nicht einsehen ließ.

In der Mittwochsgesellschaft, einem Kreis von Gelehrten, hohen Beamten und Militärs in der Weimarer Republik und dem 3. Reich, referierte Wilhelm Groener, am Kriegsende selbst Chef der Obersten Heeresleitung und später Reichswehrminister, über die Strategie Falkenhayns im Herbst 1914. Das Urteil Groeners, der in der fraglichen Zeit Chef des Feldeisenbahnwesens im Generalstab war, ist vernichtend. Aus dem Protokoll der Sitzung:

»Da seine strategische Begabung für den hohen Flug des Genies nicht ausreichte, war er innerlich unsicher [...] Das tropfenweise Einsetzen der Kräfte, wie es die Praxis von Falkenhayn war, bedeutete kein System, vielmehr eine falsche Auffassung über die Ökonomie der Kräfte [...] Die jungen Reservekorps waren den Kampfaufgaben beim Frontalangriff nicht gewachsen.. Am 24. Oktober war kein Zweifel mehr, daß auch dieser Umfassungsversuch gescheitert war [...] So blieb zuletzt nur noch ein Durchbruchversuch gegen den

17 Münkler 2013, S. 207 ff.

18 Kessler 2008.

südlichen Teil des Ypernbogens [...] übrig, der nach fünf schweren Kampftagen am 3. November erfolglos zu Ende ging. Falkenhayn konnte den Entschluss, die Ypernoperation aufzugeben, auch jetzt noch nicht finden [...] Aber Falkenhayn sah in der Wegnahme von Ypern seinen Ehrenpunkt und stopfte in die bereits misslungene Operation immer weitere Kräfte hinein, die zwecklos verbraucht wurden.«¹⁹

Nach Ludendorffs Sieg bei Tannenberg brauchte Falkenhayn den Sieg von Ypern, koste es was es wolle. Die der Schlacht entkommenen Frontsoldaten nannten ihn darum »Blutsäufer«. Diesen Ruf bestätigte er auf fürchterliche Weise, als er in der Schlacht von Verdun die Franzosen zum »Weißbluten« bringen wollte und dafür über eine Million Tote in Kauf nahm.

10. Stäbe und Frontschweine

Warum haben die Armee-, Korps- und Divisionschefs die Realität nicht wahrgenommen und gegen unsinnige Befehle remonstriert? Was sich auf der Ebene unterhalb der OHL, zum Beispiel beim 70 Kilometer entfernt in Gent residierenden Stab der hauptsächlich betroffenen 4. Armee unter Herzog Albrecht von Württemberg, abspielte, bleibt verborgen. Ihm unterstanden die meisten der Reservekorps. Seinen pathetischen Aufrufen ist kein Konzept zu entnehmen. Der Geist, der im höheren Offizierskorps herrschte, wird durch zwei Berichte aus Divisions- und Armeekorps-ebene deutlich.

In der Nacht vom 30. zum 31. Oktober 1914 – gestürmt wurde vor Ypern seit zwei Wochen – fand eine Offiziersbesprechung zum Einsatz der 6. Bayerischen Reservedivision bei Beselare statt. Wir zitieren aus der Regimentsgeschichte:

»Oberst von Oldershausen als stellv. Abschnittskommandeur leitete die Besprechung ein: ›Meine Herren, sind wir alle versammelt? Dann bitte ich achtzugeben! Wo stehen wir jetzt? [...] Gut, im Laufe der Nacht treten die beiden Bataillone an, arbeiten sich unbemerkt an die englischen Stellungen heran – im Morgengrauen erfolgt der Sturm auf Gheluvelt ...‹ In diesem Augenblick machte sich eine lebhaftere Bewegung in den hinteren Reihen bemerkbar – man hörte den Ruf ›Bataillone ...‹ Der Oberst unterbrach: ›Haben die Herren etwas zu bemerken?‹ Der Bataillonsführer I/16 trat vor: ›Verzeihen Herr Oberst, es ist die Rede von Bataillonen. Wir in der Mitte haben keine Bataillone mehr, kaum eine regelrechte Kompanie. Die Mannschaft steht seit 48 Stunden im Gefecht, hat seit drei Nächten nicht geruht. Die Truppe ist erschöpft. Wir haben keine Infanteriereserve hinter der Front. Ich halte es für unmöglich, einen reinen Infanteriesturm ohne nachdrückliche Artillerievorbereitung auf die schwer verschanzten englischen Stellungen mit Erfolg durchzuführen!‹ ›Unmöglich sagen Sie? – Es gibt kein Unmöglich! Wir sind Soldaten und müssen sterben können [...] Also die Bayern wollen nicht angreifen?‹ ›Daran ist es nicht! Aber die Verantwortung für die Truppe bestimmt mich, darauf aufmerksam zu machen, daß wir ohne starke Artillerie den Sturm nicht werden durchhalten können!‹ ›Von Verantwortung sprechen Sie? – Seien Sie beruhigt. – Sie haben keine Verantwortung! Wenn der Befehl gegeben wird, dann trägt die Verantwortung der, der ihn gibt – und der wird sie zu tragen wissen. Sie haben nur die Verantwortung, daß der Befehl richtig ausgeführt wird! [...]‹ Da erhob sich Oberst List [Kommandeur des 16. Bayerischen Reserve-Infanterie-Regiments; H.B.] langsam von seinem Sitz. Tiefer Ernst lag auf seinem Antlitz. ›Wenn ich dazu sprechen darf – auch ich bin der Anschauung, daß einem so schlauen und intelligenten und starkverschanzten Gegner gegenüber ein reiner Infanterieangriff, wenn nicht zum Mißerfolg, so doch zu maßlosen Blutopfern führen muß. Ich würde dringend bitten, noch im Verlauf der Nacht schwere Artillerie einzusetzen und die Stellungen erst gründlich sturmreif schießen zu lassen, bevor wir mit

19 Scholder 1982, S. 113 ff.

Infanterie draufgehen – sonst sind die Reste meines Regiments auch verloren.« [...] »Eine Verzögerung des Angriffs ist ausgeschlossen. Ghelvelt muss morgen gefallen sein! – So ist der Befehl. Wir haben unsere Pflicht zu tun! Was noch geschehen kann, soll geschehen! Zeit darf nicht verloren werden! Es herrschte der Eindruck, daß die Mehrzahl der anwesenden Führer den geäußerten Bedenken innerlich zustimmte [...].«²⁰

Oberst List fiel am folgenden Tage, sein Regiment wurde fast vollständig aufgerieben, die Verluste betragen 75 Prozent in vier Tagen.

Zur Verdeutlichung soll hier ein zweiter Bericht angeführt werden. Der Untergang des Regiments List – auch in Hitlers »Mein Kampf«, stark ausgeschmückt, nachzulesen – fand zehn Tage vor dem Langemarck-Gefecht statt, dessen Glorifizierung im Heeresbericht zum Mythos geführt hat. Das als zweites Beispiel herangezogene Gefecht fand am 17. November, eine Woche nach »Langemarck«, statt, also gut vier Wochen nach Beginn der 1. Flandernschlacht und zwei Tage vor ihrem Ende. Wir befinden uns immer noch vor Ypern, etwa zehn Kilometer südlich von Langemarck. Es geht um die Erstürmung von Höhe 60, einem Bahndamm. Inzwischen waren die Truppen umstrukturiert und – teilweise »ausgeblutete« – Freiwilligenregimenter mit regulären Einheiten zu neuen Armeekorps zusammengefasst worden. Viele der Offiziere der Reserveverbände waren gefallen oder mussten abgelöst werden, sodass man eine gewisse Professionalisierung an der Frontlinie feststellen kann. Dies gilt leider nicht für die höheren Stäbe. Der Kommandeur des 78. – ostfriesischen – Infanterieregiments, Ralf von Rango, hat ein wiederentdecktes Tagebuch hinterlassen, aus dem wir zitieren:

»Das Regiment bekommt einen üblen Abschnitt vorwärts Zandvoorde. Da vorn sieht es böse aus, die Ortschaften total verwüstet, oft nur noch Ruinen, überall Leichen und Pferdekadaver, ein fürchterlicher Geruch nach Tod und Verwesung. Die Truppe, die wir morgen hier ablösen werden, das I.R. 132 in recht wenig zuversichtlicher Stimmung. Die Gräben zum Teil nur knietief und alle bis über die Knöchel mit Schlamm gefüllt, gedeckte Annäherungsgräben so gut wie gar nicht vorhanden ... Vorn bei Höhe 60 liegen die Engländer uns nur auf 100 m gegenüber ... Eines ist mir klar geworden: Viel Blut wird dieser Angriff kosten, die 132er sind erfüllt von der Kaltblütigkeit und Tapferkeit der ihnen gegenüberliegenden Schotten und klagen über die absolute Überlegenheit der feindlichen Artillerie.«

Die württembergischen Regimenter hatten bereits in den Tagen davor mehrmals vergeblich unter hohen Verlusten die Höhe zu stürmen versucht.

Am gleichen Nachmittag (15. November) ließ der Abschnittskommandeur, General Berthold von Deimling, die Regimenter auf einem aufgeweichten Acker antreten. Dort mussten sie bei Sturm und strömendem Regen stundenlang warten, bis der General erschien und eine theatralische Rede hielt. Die gegnerischen Truppen seien »stark erschüttert und liefen ansonsten unten nackt herum« (die schottischen Truppen trugen einen Kilt). Die feindliche Artillerie sei zum Schweigen gebracht, und der Gegner würde sich sofort ohne einen Schuss ergeben. Nach der Ansprache nahm Deimling von allen Bataillonskommandeuren per Handschlag den Schwur ab – Siegen oder Sterben. Die Regimenter marschierten darauf sofort bei Nacht zum 15 Kilometer entfernten Schlachtfeld. Ralf von Rango:

»Ich habe während der Deimlingschen Rede meinen Ohren nicht getraut. Wie sollte ich das, was er sagte, in Einklang bringen mit den Erfahrungen, die ich selber vor wenigen Stunden da vorn an der Front gemacht hatte. Ich war doch selbst den ganzen vordersten Graben

20 Bericht des bayerischen RIR 16, zitiert nach Unruh 1986, S. 148 f.

entlang gegangen, oft gekrochen, weil die Schotten mit unfehlbarer Sicherheit auf jeden Kopf schossen, der sich zeigte. Und diese Leute sollten entschlossen sein, sich ohne Gegenwehr zu ergeben?? Nein, entweder war dieser Kommandierende General gänzlich falsch orientiert über die wahren Zustände an der Front, oder er hatte uns schmähhlich die Hucke vollgelo-gen.«

Dass ein kleiner Oberstleutnant sich nicht getraut, beim Handschlag einen Kommandierenden General auf seine abweichende Lagebeurteilung anzusprechen, zeigt die verkrusteten hierarchischen Strukturen, die für die Katastrophe mitverantwortlich waren.

Die Soldaten der 78er lösten die Württemberger ab und besetzten die kaum Deckung gewährende vorderste Linie. Man riet ihnen, die »Pickel« von den Lederhauben abzuschlagen, damit man von den englischen Scharfschützen nicht so leicht gesehen werde. »Die mit der festen Absicht in die Stellung gerückten 78er, hier einen für das Schicksal der Westfront entscheidenden Sturm siegreich durchzuführen, sahen jedoch in einer solchen Maßnahme eine Schwäche, sie wollten sich auch in Kleinigkeiten nicht vom Gegner das Gesetz vorschreiben lassen.« Bereits an diesem Tag bezahlten acht Soldaten diesen ostfriesischen Stolz mit ihrem Leben. Dabei ging es bei diesem Gefecht in Wirklichkeit nur um eine letzte Frontbegradigung, sozusagen einen Nebensatz im Heeresbericht. Unter diesen fürchterlichen Bedingungen verbrachten die zum Sturm bestimmten Einheiten die Nacht, der Angriff am Tage endete in einer Katastrophe. Es mangelte an Feindaufklärung. Der Feind hatte sich dem Gelände perfekt angepasst und flankierende Maschinengewehre geschickt platziert. Dagegen lagen die eigenen Gräben in Sicht der Engländer wie auf dem Präsentierteller, und schon die Bereitstellung wurde von ihnen klar erkannt. Auf Befehl des Generals Deimling war die Regimentskapelle ganz vorgezogen worden. Rango:

»Mit Glockenschlag 1 Uhr brachen die Bataillone I und III, wie es befohlen worden war, in dichten Massen aus ihren Gräben hervor und stürzten sich auf den Feind, mit derselben Todesverachtung, mit demselben Schneid, wie bei jeder Gelegenheit zuvor. Und es geschah unter den Klängen des Yorkschen Avanciermarsches, den die Regimentsmusik intoniert hatte. Er wurde hier leider für nur allzu viele tapfere Männer zum Totengeleit. Der Angriff konnte nicht gelingen, die Lage war ganz anders, als sie uns von Exz. v. Deimling geschildert worden war. Der Feind war ganz unerschüttert und dachte gar nicht daran, sich ergeben zu wollen. Die Gräben waren Mann für Mann besetzt, die Drahhindernisse vor der Front sehr viel stärker, als angenommen worden war. Dazu ergoss sich sofort ein infernalisches Artilleriefeuer auf unsere Gräben und das ganze Hintergelände. So kam es, wie es kommen mußte: In wenigen Minuten bedeckten 26 Offiziere und über 600 Mann den nur so schmalen Raum, der uns vom Feinde trennte. Der Angriff brach vor und im feindlichen Graben völlig in sich zusammen, unendlich viel Blut war nutz- und zwecklos vergeudet worden, der Glaube an einen so hoch gestellten Offizier, wie Exz. v. Deimling war, war im ganzen Regiment erschüttert [...] Ich ließ die Musik ihr »Deutschland über alles« abbrechen, sobald ich klar sah, wie alles stand.«

Deimling, der »Schlächter von Ypern«, wie ihn seine Soldaten an der Front fern des heimatlichen Heldenmythos nannten, war dafür bekannt geworden, dass er am 4. November 1914 das mittelalterliche Ypern mit der berühmten gotischen Tuchhalle in Schutt und Asche legen ließ. Er befehligte auch am 22. April 1915 im gleichen Gefilde den ersten großen Gasangriff. Dadurch gelang es endlich, die Gegner zur panischen Flucht aus den Gräben zu bringen und Langemarck zu erobern. Seither ist der Ort Langemarck für die Alliierten nicht der Ort heldischen Opfers, son-

dern einer neuen Kriegsqualität durch den Großeinsatz als infam empfundener chemischer Waffen.

Das Erschreckende und historisch bisher Vernachlässigte ist, dass man in den Regimentsgeschichten der meisten beteiligten Truppen während der ganzen fünf Wochen der Schlacht um Ypern im Herbst 1914 Berichte über solch mörderische Einsätze lesen kann. Die angeführten Zitate aus den drei militärischen Führungsebenen sprechen für sich selbst. Deutlich wird dabei, dass fast drei Monate nach Beginn des Kriegs die höheren Stäbe die Erfordernisse des neuartigen Stellungskriegs mit vervielfachter Feuerkraft von Infanterie und Artillerie nicht begriffen hatten, nicht zuletzt deswegen, weil schon die Vorkriegsmanöver unter unrealistischen Bedingungen stattfanden. Dieses Verharren in überkommenen Kampfformen wirkte sich in den Kämpfen um Ypern im Oktober/November 1914 besonders schicksalhaft aus, weil die ungenügend ausgebildet in die Schlacht geworfenen Kriegsfreiwilligen, für die die Aufopferung fürs Vaterland noch einen hohen Lebenssinn darstellte, auf einen effizienten Gegner trafen. Dies gilt vor allem für die britischen Truppen, die seit Kriegsbeginn an der Front standen und unter schwersten Verlusten die Lektion zur Führung des Grabenkriegs gelernt hatten. Natürlich gab es auch auf deutscher Seite Frontoffiziere, die die Erfordernisse der neuen Kampftechniken erfasst hatten. Aber sie trafen bei den höheren Stabsoffizieren auf taube Ohren oder getrauten sich nicht, die erstarrten Hierarchien von Befehl und Gehorsam zu durchbrechen. 100 Jahre später aus postheroischer Sicht erscheint es so, als ob dünkler Zynismus einerseits und Autoritätsgläubigkeit andererseits einen Kadavergehorsam begünstigten, der angesichts der zigtausend zwischen den Stellungen Liegegebliebenen einen ganz neuen wörtlichen Sinn erhält. Die wochen- und monatelange Verweigerung der Realitäten des Stellungskriegs und die blindwütig im MG-Feuer dahingemähte »Blüte der Nation« beweisen, dass ein großer Teil des höheren Offizierskorps den ihm gestellten Aufgaben nicht gewachsen war. So wie der sagenhafte Ruf der friderizianischen preußischen Armee in der Schlacht von Jena und Auerstedt 1806 gegen Napoleon und seine Truppen blamabel unterging, so war der männermordende, vergebliche Kampf um Ypern das Menetekel der wilhelminischen Generalität.

11. Die Gegenseite

Dieses harte Urteil relativiert sich, wenn man auch die Gegenseite näher betrachtet. Den Ruf als »Blutsäufer« erwarben sich auch die alliierten Oberbefehlshaber Joffre und Haig, die in den ersten Kriegsmonaten ebenfalls ohne Rücksicht auf Verluste vom Hartmannsweiler Kopf im Elsass bis nach Flandern in Belgien in dichten Kolonnen auf verschanzte Stellungen stürmen ließen. Dabei verlor Frankreich in den ersten vier Monaten des Kriegs über eine halbe Million (mit Verwundeten) seiner bunt uniformierten Soldaten und das englische Expeditionskorps über die Hälfte seines Bestands. Erst in der 1. Flandernschlacht waren die deutschen Verluste temporär höher als die der Alliierten, weil der deutsche Lernfortschritt mit der Klasse der Notabiturienten vor dem Kapitel »Von der Sedanfeier zur Materialschlacht«

aussetzte. Man musste mühsam lernen, dass man Spaten nicht nur zum Gräberschaufeln braucht und dass beim Eingraben die Parole gilt: Schweiß spart Blut. Allerdings ist sich die englische Militärgeschichtsschreibung darin einig, dass über den ganzen Krieg gesehen die taktische Lernfähigkeit der alliierten Generäle noch geringer war als die der Deutschen, dass letztere ihre Stellungen und Kampftechniken besser verfeinerten, sonst hätten sie der geballten Übermacht nicht so lange standgehalten. Noch in der Sommeschlacht 1916 stürmten unter Haig die neuen englischen Freiwilligenregimenter haufenweise in geschlossenen Formationen gegen deutsche Stacheldrahtverhaue, Gräben und Maschinengewehre, weil man die Wirkung des eigenen tagelangen Trommelfeuers, Ernst Jüngers *Stahlgewitter*, überschätzte. Am 1. Juli 1916 gab es unter den 100.000 stürmenden Engländern 60.000 Tote und Verwundete, die höchste Zahl an Verlusten an einem einzigen Tag im ganzen Krieg. Auch die russischen, österreichischen und italienischen Generäle lernten ihre blutigen Lektionen stark retardiert. Der taktische Vorsprung der Deutschen galt von 1915 bis zum Frühjahr 1918, dann verschafften die Panzerwagen und vor allem die Lastwagen den Alliierten eine deutliche Überlegenheit: 1918 gingen mit Hilfe von 100.000 alliierten Lastwagen fünfmal so viele Granaten auf die deutschen Stellungen nieder wie umgekehrt. Hieran zeigt sich, dass nicht nur mangelnde Innovationskraft, sondern schiere materielle Überlegenheit – insbesondere das amerikanische Potenzial wurden von den Deutschen unterschätzt – kriegsentscheidend wurden und letztlich auch die deutsche Kampfmoral untergruben.²¹ Niall Ferguson hat nachgewiesen, dass bis zum Juni 1918 die deutsche »Tötungseffektivität« etwa um ein Drittel höher lag als die der Alliierten.²² Die englischen Militärhistoriker nennen ihre Generäle denn auch »Schlächter und Stümper«, die ohne klare Zielsetzungen mit dem Kopf – den Köpfen ihrer Soldaten – durch die Wand wollten. Darin unterschieden sie sich wohl nicht wesentlich von ihren deutschen Kollegen.

12. Entstehung des Langemarck-Mythos

Das Geschehen an der Westfront ist in zahlreichen Feldpostbriefen – allerdings einseitig, da zensiert –, Tagebüchern und Zeitungsberichten »aufgearbeitet« worden.²³ Das Gedenken an die gefallenen Kameraden wurde in den studentischen Verbindungen intensiv, auch in öffentlichen Großveranstaltungen, gepflegt, daher auch der Eindruck, es habe sich bei den Soldaten in diesen Reservekorps überwiegend um Studenten gehandelt. Die Ummünzung einer militärischen Niederlage in einen moralischen Sieg ist von kampferfahrenen Frontsoldaten früh erkannt und auch kritisiert worden. So schreibt Richard Dehmel in seinem Kriegstagebuch:

»Die Spielleute würden bei der jetzigen Technik des Angriffs (sprungweises Vorgehen, unterbrochen durch Hinlegen) entweder überhaupt nicht spielen können, oder wenn sie aufrecht hindreïn marschierten, würden sie bald alle weggemäht sein, und ebenso die Fahnenräger. Daß neulich in Flandern eine Abteilung junger Kriegsfreiwilliger mit dem

21 Vgl. Deist 1992, S. 146-167.

22 Ferguson 2013, S. 283 f.

23 Siehe zum Beispiel Ulrich 1997.

Gesänge ›Deutschland, Deutschland über alles‹ aus den Schützengräben drauflosgestürmt ist und so zusammengeschossen wurde, wird von erfahrenen Offizieren bei aller Anerkennung des Opfermuts einfach als zuchtloser Übermut bezeichnet.«²⁴

Die Entfremdung zwischen Frontsoldaten und Generälen mit ihren Stäben weit hinten in der Etappe einerseits und den heimatlichen Kriegsvorstellungen andererseits wird immer wieder deutlich. Karl Unruh hat festgestellt, dass kein Kommandierender General sich jemals in vorderster Frontlinie gezeigt habe. Der Anblick der Frontrealität hätte sie handlungsunfähig gemacht. Ein Beispiel für die Abgehobenheit der Stäbe in der Etappe ist Harry Graf Kessler als Stabsoffizier an der Ostfront. Am 15. November 1914 schreibt er in sein Tagebuch, nachdem er die Heeresmeldung über Langemarck zitiert hat: »Mit allem Tiefsten der deutschen Seele bricht auch die Musik in diesem Todesringen unseres Volkes neugeboren wieder elementar hervor wie zur Zeit der Reformation. Überall klingt es und singt es bei uns in diesem Kriege [...] Musik ist der natürliche Ausdruck unserer tiefsten Stimmungen. Welch anderes Volk singt in der Schlacht, geht singend in den Tod?« Damit traf Kessler den allgemeinen Leitartikeltenor in der Heimat.

Das Rauschen im deutschen Blätterwald können wir hier nicht rekapitulieren. Nehmen wir nur die *Frankfurter Zeitung* (FZ), liberales Paradeblatt, vom 11. November 1914. Der Heeresbericht beweise, dass die Art der Aufstellung und der schnelle Einsatz der Freiwilligenregimenter richtig gewesen sei. »Singend trotzten sie dem Tod ... Triumph des deutschen Heldenmuts«. Neben diesem Kommentar druckt die FZ den französischen Heeresbericht über den gleichen Tag ab, der völlig im Widerspruch zum deutschen steht. Der Leitartikler der FZ kam gar nicht auf die Idee, den Realitätsgehalt des deutschen Heeresberichts zu hinterfragen: Hinter dem Gesang stand ein elendes, sinnloses Massensterben. Auf den Tag 100 Jahre später überschreibt die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* ihre kurze Jubiläumsgedenkspalte mit »Langemarck, der verschleierte Irrsinn«.

Die »Sicht von unten« ist in den letzten Jahren im Zuge des neueren methodischen Ansatzes von der Struktur- zur Mentalitätsgeschichte ausgebreitet worden. Sie sei darum hier nur durch ein Zitat gekennzeichnet. In den »Kriegsbriefen gefallener Studenten«, erstmals 1916 veröffentlicht, wird das Umschlagen von patriotischem Überschwang zu Desillusionierung, von Hybris zu Agonie, deutlich:

»Mit welcher Freude, welcher Lust bin ich hinausgezogen in den Kampf, der mir als schönste Gelegenheit erschien, Lebensdrang und Leben sich austoben zu lassen. Mit welcher Enttäuschung sitze ich hier, das Grauen im Herzen [...] Es war furchtbar! Nicht das vergossene Blut, nicht auch der Umstand, daß es vergeblich vergossen war, auch nicht, daß in dunkler Nacht die eigenen Kameraden auf uns schossen, – nein, die ganze Kampfweise ist es, die abstößt. Kämpfen wollen und sich nicht wehren können! Der Angriff, der mich so schön dünkte, was ist er anders als der Drang: Hin zur Deckung da vorn gegen diesen Hagel tückischer Geschosse. Der Feind, der sie entsendet, nicht zu sehen!«²⁵

Der Heimat ist die Realität des Stellungskriegs – wenn überhaupt – erst ganz langsam bewusst geworden, oft erst nach Jahren, zumal die Verlustzahlen auf allen Seiten unter Verschluss gehalten wurden. Die Heimaturlauber, Verwundeten und Inva-

24 Dehmel 1919.

25 Alfred Buchalski vor Dixmuiden am 28. Oktober 1914; siehe Witkop 1930, S. 16.

liden kamen gegen das von den Medien verbreitete Bild des Kriegs nicht an und verstummten, um nicht als defätistische Miesmacher dazustehen. Erst Remarques *Im Westen nichts Neues* von 1928 hat mit seinen Millionenaufgaben viel mehr als Ernst Jüngers *In Stahlgewittern* das Bewusstsein geschärft.

Parallel mit dem patriotischen Aufschwung im Gefolge der Meldung zu Langemarck geht allerdings die Beklemmung über viele Seiten Todesanzeigen, die daraufhin von der Zensur verboten werden, und das viele Schwarz der Trauerkleidung auf den Straßen. Beides, das Gefühl der moralischen Überlegenheit und Unschlagbarkeit einerseits und der riesigen Opfer andererseits, führt zu der Überzeugung, dass dieses Blut nicht vergeblich vergossen sein konnte. Eigentlich hätte die unsinnige Aufopferung ganzer Armeekorps unbedarfter Kriegsfreiwilliger als Dolchstoß der Armeeführung in den Rücken der Heimat – um die späteren Worte Hindenburgs zurechtzurücken – zu Erwachen und Innehalten führen müssen. Aber der sich abzeichnende langwierige Erschöpfungskampf in der Materialschlacht des Stellungskriegs wurde konterkariert durch chauvinistisches Pathos. Aus dem Verteidigungskrieg wird ein Eroberungskrieg. Schon am 14. Dezember schreibt Rathenau: »Die Staatskunst hat versagt, nun versagt die Feldherrnkunst [...] Ich glaube an den Sieg, weil ich sonst nicht leben könnte. Aber ein Sieg genügt nicht; wir brauchen den diktierten Frieden, nicht den erhandelten. Nur dann sind die Opfer an Blut und Tränen gerecht.«²⁶ Als Leiter des Kriegsrohstoffamtes hätte er eigentlich wissen müssen, um welchen Hals sich die Schlinge zuzieht, wenn erst Englands Seeblockade wirksam wird und die Ressourcen des Empires zum Tragen kommen. Aber während die Soldaten an der erstarrten Front glaubten, dass es angesichts des offensichtlichen Patts vor Weihnachten zu Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen kommt, mussten die daheim gebliebenen Schreibtischhelden ihr nationales Engagement durch immer weiter gesteckte Kriegszielprogramme vom Atlantik bis zum Ural lauthals und öffentlich beweisen, vom Septemberprogramm, in dem die wirtschaftliche Dominanz Deutschlands in Europa gefordert wurde, bis zu immer weiter gehenden Annexionsforderungen. Die Veröffentlichung dieser Programme hat den Durchhaltewillen der Alliierten erheblich verstärkt. Der Krieg wurde zunehmend getragen vom deutschen Bürgertum, das nicht nur seine Söhne, sondern durch den Kauf der Kriegsanleihen auch sein Kapital opferte. Die Rückzahlung schien bald nur noch durch einen Siegfrieden mit gegnerischen Reparationen möglich.

13. Alle Jahre wieder am 11. November

Schon 1915 wurde der Jahrestag des Langemarck-Gefechts in der Presse als Gedenktag groß herausgestellt. Zunehmend erfolgte eine literarische und bildmäßige Ausschmückung des Geschehens. Langemarck wurde zum Gemeinplatz der Festreden und rhetorisch immer weiter aufgeladen. Die studentischen Korporationen hielten in Feiern die Erinnerung wach und machten aus dem Soldatenfriedhof eine Weihestätte. Im Deutschen wird nicht wie im Englischen und Lateinischen zwischen dem

26 Zitiert nach Steinbach 2014, S. 183 f.

Opfer der Gewalt – *victim* – und dem selbst dargebrachten Opfer – *sacrifices/sacrificium* – unterschieden. So schwingt bei unserem Opferbegriff etwas Weihe- und Sinnvolles mit, er schließt Würde und Unschuld ein. Das Opfer ist sozusagen tabu, keinesfalls sinnlos.

Nach der »überraschenden« Niederlage und der Novemberrevolution klang dieses Pathos zunächst ziemlich hohl. Bei den Feiern der Universitäten und bei der bündischen Jugend dominierte »bittere Scham«. Die Festrede auf der Rhön 1923 gipfelte in dem Ausruf: »Ihr Offiziere von Langemarck, wo war Euer Kopf, als Ihr den Sturm nicht hindertet?« Ein gutes Beispiel für diese Ambivalenz gegenüber dem Langemarck-Mythos ist Hitler. In seinem Hochverratsprozess nach dem Münchener Putsch von 1923 äußerte er sich dazu: »Da stehen auf 350.000 junge 17-,18-, 19jährige Knaben, die einst 1914 hinausgezogen sind und mit dem Deutschlandlied auf den Lippen in Flandern in den Tod hineingingen. Die stehen auf als Ankläger: Ihr seid die Schuld, ihr habt uns einst nicht ausbilden lassen, da liegen wir nun in Reihen niedergemäht als Opfer eines Verbrechens.« Von dieser scharfen Kritik am versagenden wilhelminischen Militärsystem ist jedoch in seiner kurz danach niedergeschriebenen Version der Schlacht in *Mein Kampf* nichts zu spüren. Hitler selbst kämpfte in der 1. Flandernschlacht mit, konnte sich also zu Recht als Langemarck-Kämpfer stilisieren. Im eigentlichen Gefecht am 10. November befand sich sein bereits abgekämpftes Regiment etwa zehn Kilometer entfernt. »Aus der Ferne aber drangen die Klänge eines Liedes an unser Ohr und kamen immer näher und näher, sprangen über von Kompanie zu Kompanie, und da, als der Tod gerade geschäftig hinein griff in unsere Reihen, da erreichte das Lied auch uns, und wir gaben es wieder weiter: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt.«²⁷

Mit dem Wiedererstarken der Rechten in den 1920er Jahren wurden die Langemarck-Gedenkfeiern immer systematischer organisiert. Ein »Langemarckausschuss Hochschule und Heer« sorgte dafür, dass diese Feiern von der Deutschen Studentenschaft ab 1928 an allen Hochschulen abgehalten wurden. Höhepunkte waren 1929 die Veranstaltung im Berliner Sportpalast mit 15.000 Teilnehmern und 1932 die Einweihung des Langemarck-Denkmal auf dem dortigen Soldatenfriedhof in Flandern. 52 Steinsarkophage trugen die Inschrift der beteiligten Regimenter und studentischen Verbindungen.

Die offiziöse Darstellung des Reichsarchivs durch Werner Beumelburg²⁸ erlebte zahlreiche Auflagen. Uns Kindern des »postheroischen Zeitalters« bereitet der Schwulst und das als falsch empfundene Pathos fast physischen Widerwillen:

»Zum letzten Mal stürmt die Jugend Deutschlands wie die Grenadiere Friedrichs d. Gr. und die Musketiere des alten Blücher, jeden Schutz verachtend, den Damm der Leiber hinwerfend in blutiger Verschwendung vor die Grenzen des Vaterlandes [...] Und in den grauenvollsten Stunden der Schlacht, als der Tod sie in ganzen Kolonnen abführte und die flandrischen Kanäle sich rot färbten von Blut [...] und die dumpfe Ohnmacht der Verzweiflung über das niedergemähte Feld kroch: Da erschalle jener Gesang, der die brechenden Augen der Sterbenden noch einmal aufleuchten ließ [...].«

27 Weber 2011, S. 65 ff.

28 Beumelburg 1926.

Der Ton und die Stimmung dieser Schilderung macht den Abstand deutlich und zeigt, welche Wandlung sich in 100 Jahren vollzogen hat, wie wir inzwischen verbal und mental »abgerüstet« haben.

Langemarck wurde als Gegenpol zur verhassten Republik verstanden: der 11. November gegen den Revolutionstag 9. November, das »wahre Deutschland« gegen Weimar und den Westen. Hand in Hand mit Langemarck ging stets die Dolchstoßlegende, die Hindenburg 1919 in die Welt gesetzt hatte: Das deutsche Heer sei 1918 »im Felde unbesiegt« geblieben, die Heimat habe versagt und ihm den Dolchstoß in den Rücken versetzt. Das wurde tatsächlich im Bürgertum weitgehend geglaubt. Dass das Festhalten an einem überspannten Annexionsprogramm erst zur Niederlage führte, ist inzwischen unbestritten. Nach dem Frieden von Brest-Litowsk im Osten Anfang 1918 und dem Freiwerden größerer Truppenkontingente schienen die Möglichkeiten für einen Verhandlungsfrieden im Westen auf der Basis des *Status quo ante* gar nicht schlecht. Die Tatsache, dass die Überwindung der ausgebauten »Siegfriedstellung« im Westen den kriegsmüden Alliierten nochmals Millionenverluste abverlangt hätte, wäre ein unschlagbares Argument gewesen. Den Zank um Elsass-Lothringen hätte man durch Autonomie- und Volksabstimmungsmodalitäten – wie später im Saarland – ebenfalls entschärfen können.

Als Ludendorff am 29. September 1918 die sofortige Aufnahme von Waffenstillstandsverhandlungen forderte, löst das eine Schockwelle aus. Die scheinbar unmotivierte Kapitulation, der Sturz aus den Weltmachtträumen, der widerstandslose Zusammenbruch des wilhelminischen Systems und der absehbare wirtschaftliche Absturz durch Inflation und Verlust der in Kriegsanleihen angelegten Vermögen führten beim Bürgertum zu Realitätsverweigerung. Die sozialpsychologischen Bedürfnisse des Bürgertums in der Krise befördern geradezu die Pflege der Mythen deutschen Heldentums, für die die Namen Langemarck und Dolchstoß standen und die die Akzeptanz der Weimarer Republik geradezu ausschlossen.

14. Von Langemarck nach Stalingrad und Heldenabgesang

Waren die mythischen Nebelschwaden der Langemarck-Walstatt Anfang der 1930er Jahre durch Remarques *Im Westen nichts Neues* und andere kritische Zeugnisse vorübergehend etwas gelichtet, so haben die Nationalsozialisten diese Nestbeschmutzer 1933 auf den Scheiterhaufen geworfen und den Mythos von Langemarck aufpoliert, vereinnahmt und für die Wehrrertüchtigung instrumentalisiert. Das Heldentum der ganzen Volksgemeinschaft und des »unbekannten Gefreiten« Adolf Hitler, nicht nur das der Studenten und Gymnasiasten, galt es zu feiern. Im Nationalsozialismus schienen so die kollektiven Träume, Ideale und nationalen Werte wieder aufzuleben, für die der Mythos steht.

Zu den Olympischen Spielen 1936 in Berlin wurde auf dem Sportfeld eine pompöse Langemarck-Halle errichtet, mit einem Schrein »blutgetränkter Erde« vom Schlachtfeld und Gedenktafeln für alle beteiligten Truppeneinheiten. An der Stirnseite standen monumental die Hölderlin-Worte in Stein gemeißelt: »Lebe droben, o Vaterland, und zähle nicht die Toten! Dir ist, Liebes! Nicht Einer zu viel gefallen.«

In dieser Halle sollte der Körperkult, die sportliche Ertüchtigung und der Kult soldatischen Opfermuts zusammengeführt werden. Diese Halle spielte als Kultstätte im Dritten Reich eine große Rolle.

Nach dem diesmal raschen Sieg über Frankreich und der Besetzung Belgiens besuchte Hitler im Juni 1940 das Schlachtfeld und die Weihestätte von Langemarck. Das Dritte Reich wurde dabei »als Erfüller des Vermächtnisses von Langemarck« zelebriert, die Toten wurden »heimgeholt«: »Und Ihr habt doch gesiegt.« Die Aufopferung einer ganzen Armee in Stalingrad zwei Jahre später war dann eine »logische« Konsequenz aus dem Langemarck-Mythos.

Nach 1945 wurde der Blick auf Langemarck langsam, aber ständig kritischer. Wolfgang Borchert hat in seinem Drama *Draußen vor der Tür* schon 1947 Langemarck als Synonym für falsches Heldentum und ein verblendetes und kriegsverherrlichendes Erziehungsideal gegeißelt: »Zwischen Langemarck und Stalingrad lag nur eine Mathematikstunde.« Vor allem nach 1968 wurden die zahlreichen Langemarck-Schulen umgetauft. Heute gibt es in Deutschland noch 20 Langemarckstraßen und -plätze sowie eine Langemarck-Kaserne in Koblenz.

Während des Kriegs hat sich der Typus des Helden radikal gewandelt. Uns ist er fast ganz abhandengekommen. Die Historiker und Historikerinnen der Mentalitätsgeschichte haben festgestellt, dass die Deutschen überwiegend nur noch »Helden des Alltags« akzeptieren, und deren hervorstechende Eigenschaften seien »weiblich konnotiert«. Freilich kam zum Beispiel in der Zeit der Wende 1989 häufiger ein Maß an Zivilcourage mit dem Risiko existentieller Beeinträchtigung hinzu, die dem Heldenbegriff wieder einen Sinn gibt. In der Zivilisierung des Heldentums liegt auch eine mehr oder weniger bewusste Abkehr von den alten militärischen Traditionen. Darum ist es auch so schwer geworden, der Toten der Schlachtfelder angemessen zu gedenken.

Literatur

- Beumelburg, Werner (Bearbeiter) 1926. *Ypern 1914. Schlachten des Weltkriegs, Band 10*, hrsg. v. Reichsarchiv. Berlin: Gerhard Stalling.
- Clark, Christopher 2014. *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*. München: Deutsche Verlagsanstalt.
- Dehmel, Richard 1919. *Zwischen Volk und Menschheit. Kriegstagebuch*. Berlin: S. Fischer.
- Deist, Wilhelm 1992. »Verdeckter Militärstreik im Jahr 1918?«, in *Der Krieg des kleinen Mannes*, hrsg. v. Wette, Wolfram, S. 146-167. München: Piper.
- Engels, Friedrich 1969. »Einleitung zu Sigismund Borkheim: Zur Erinnerung für die deutschen Mordpatrioten 1806-1807«, in *MEW, Band 21*. Berlin: Dietz.
- Ferguson, Niall 2013. *Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert*. Stuttgart: Pantheon.
- Hesse, Hermann 1973. *Gesammelte Briefe. Band 1: 1885-1921*, hrsg. v. Michels, Ursula; Michels, Volker. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Keegan, John 2001. *Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Tragödie*. Reinbek: Rowohlt.
- Kessler, Harry Graf 2008. *Das Tagebuch. Band 5: 1914-1916*, hrsg. v. Riederer, Günter; Ott, Ulrich. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Krumeich, Gerd 2014. »Kriegsgeschichte im Wandel«, in *Clio online. Portal Militärgeschichte*. www.erster-weltkrieg.clio-online.de/_Rainbow/documents/keiner%20f%C3%BChlt%20sich%202/krumeich.pdf (Zugriff vom 01.03.2015).

- Mann, Thomas 1993. »Gedanken im Kriege«, in *Thomas Mann: Essays, Band 1*, hrsg. v. Kurtzke, Hermann; Stachowski, Stephan. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Münkler, Herfried 2013. *Der Große Krieg. Die Welt 1914-1918*. Berlin: Rowohlt.
- Scholder, Klaus. Hrsg. 1982. *Die Mittwochsgesellschaft: Protokolle aus dem geistigen Deutschland 1932-1944*. Berlin: Severin und Siedler.
- Stachelbeck, Christian 2010. *Militärische Effektivität im Ersten Weltkrieg. Die 11. Bayerische Infanteriedivision 1915-1918*. Paderborn: Schöningh.
- Steinbach, Matthias. Hrsg. 2014. *Mobilmachung 1914. Ein literarisches Echolot*. Stuttgart: Reclam.
- Ulrich, Bernd 1997. *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933*. Essen: Klartext Verlag.
- Unruh, Karl 1986. *Langemarck. Legende und Wirklichkeit*. Koblenz: Bernard & Graefe.
- Weber, Thomas 2011. *Hitlers erster Krieg. Der Gefreite Hitler im Weltkrieg – Mythos und Wahrheit*. Berlin: Propyläen.
- Witkop, Philipp. Hrsg. 1930. *Kriegsbriefe gefallener Studenten*. München: Albert Langen.
- Zuckmayer, Carl 1993 [1966]. *Als wär's ein Stück von mir*. Frankfurt a. M.: Fischer.

Zusammenfassung: In der ersten Flandernschlacht im Herbst 1914 versuchte die Oberste Heeresleitung fünf Wochen lang mithilfe von neu aufgestellten Freiwilligenregimentern eine Wende im Stellungskrieg zu erreichen. Anhand von entlegenen Quellen werden die vorherrschenden Mentalitäten auf den Handlungs- und Befehlsebenen verdeutlicht. Die Truppenführung war in dieser Phase des Kriegs den Anforderungen des Stellungskriegs nicht gewachsen und verursachte riesige Verluste, die hier neu quantifiziert werden. Die Heeresberichte haben den kriegsentscheidenden Verlust der Schlacht verschleiert und stattdessen den Mythos von Langemarck, der heldenmütigen Aufopferung auf dem Altar des Vaterlands, kreiert. Wirkmächtigkeit und Missbrauch dieses Heldenmythos galten bis nach dem Zweiten Weltkrieg.

Stichworte: Militärgeschichte, Mentalitätsgeschichte, Erster Weltkrieg, Langemarck-Mythos, Erinnerungskultur

Reality and myth in the First World War exemplified by the battle at Langemarck/Ypres

Summary: In the first battle of Flandres in the autumn of 1914 [in Germany the battle of Langemarck is synonymous with the first Battle of Ypres], the German chief command (OHL) tried to get a turnaround in the ongoing trench war of position. They attacked with barely-trained and poorly-equipped troops of volunteers. In five weeks of fighting horrendous losses were suffered because the upper military ranks didn't realize that modern fire power required new strategies to reduce losses. If there was »no learning by doing«, the special mentality and impermeable hierarchic structures had to be maintained. The different mentalities are shown by quoting all ranks from the generals to the soldiers on the front. By not communicating the real importance of the battle, the military command reduced the long-lasting battle to a fight near Langemarck, thereby creating a myth of heroism, of patriotic youths singing while going to their death. It is shown that this myth persisted until the end of the Second World War.

Keywords: First World War, myth of Langemarck, Flandres/Ypres/Langemarck battle, military history, history of mentality, memorial culture

Autor

Hans Biegert
Onkel-Tom-Str. 17
14169 Berlin
hubieg@t-online.de

Leviathan, 44. Jg., 1/2016